# Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfzehnter Jahrgang

Nr. 16 — Marburg i. H., den 18. April — 1901

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1534 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

**Inhalt:** Stimmen der Väter. Aus „Theologia deutsch“ — Der Spiritismus: 5. Kritik des christlichen Spiritismus — Einiges über Kunst und Sittlichkeit. Aus der Wirklichkeit, nicht theoretisch beleuchtet. Schluß — Deutsches evangelisches Volkstum in Galizien — Moody — Verschiedenes: Ostern in Paris; Ein Stück eigen Land (Benz); Die Vermehrung des Lebens (Koch); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

## Stimmen der Väter

Aus: Theologia deutsch

D. i. ein geistlich edels Büchlein vom rechten Unterschied und Verstand, was der alt und neu Mensch sei. Was Adams und was Gottes Kind sei. Und wie Adam in uns sterben und Christus erstehn soll.*)

Die Schrift spricht und der Glaube und die Wahrheit: Sünde sei nichts anders, denn daß sich die Kreatur abkehrt von dem unwandelbaren Gute und kehret sich zu dem wandelbaren, das ist: daß sie sich kehrt von dem Vollkommenen zu dem Geteilten und Unvollkommenen und allermeist zu sich selber.

Nun merke. Wenn sich die Kreatur etwas Gutes annimmt, als Wesens, Lebens, Wissens, Erkennens, Vermögens und kürzlich alles dessen, das man gut nennen soll, und meint, daß sie das sei oder daß es das Ihre sei oder ihr zugehöre, oder daß es von ihr sei: so oft und viel das geschieht, so kehrt sie sich ab.

Was that der Teufel anders, oder was war sein Fall oder Abkehren anders, denn daß er sich annahm, er wäre auch Etwas und Etwas wäre sein und ihm gehörte auch Etwas zu? Dies Annehmen und sein Ich und sein Mich, sein Mir und sein Mein, das war sein Abkehren und sein Fall.

Also ist es noch.

---

## Der Spiritismus

5. Kritik des christlichen Spiritismus

Heut frohlocken im Jubelsturm die Glocken von Turm zu Turm durch das Land. Sie singen das hohe Lied vom Sieg des Gekreuzigten über Sünde und Tod, vom Triumph des Lichtes über die Finsternis. Christ ist erstanden von der Verwesung Schoß! Und diese Töne, mächtig und gelind, klingen umher, wo weiche Menschen sind, und suchen die am Staube, sie aufzurichten zur Hoffnung und zum Mut! Christus ist erstanden! Das ist uns nicht nur Symbol der Majestät des Geistes und der Unvergänglichkeit der Seele; Christ ist erstanden, das ist, wie wir es auch fassen mögen, die Thatsache, die der Hoffnung und dem neuen Leben zu Grunde liegt. Jesus, in dem das Leben war aus Gott, das Leben, das Liebe und Wahrheit und alles Gute schafft, aber doch mehr ist als all dieses, Jesus ist gleich dem Samenkorn in die Erde gelegt worden, aber, was an ihm nicht verwesen konnte, das ist emporgesproßt am herrlichsten Frühlingstag der Welt und hat des Lebens eine Fülle geboren. Jesus der Auferstandene ist mehr als die Menge der Früchte, die ihm gleichen. Jesus der Auferstandene ist der Halm, der aus dem verfaulten Samenkorn gewachsen der Körner Reichtum trägt und immer aufs neue erzeugt. Welch ein Scheffel voll von echtestem und seligstem Leben ist schon auf diesem Halm gewachsen! Und immer fort zeugt er noch Persönlichkeiten nach dem Bild des Samenkornes, Menschen, die das Stück Natur in sich unter die Füße gethan haben, die nicht mehr eine willenlose Beute der Furcht und der Triebe sind, sondern ihr Leben ausgestalten, nach der Kraft und Richtung, die ihnen eingepflanzt ist.

Das klingen die Osterglocken über die frühlingsfrohe Erde, das Lied des Sieges der in Gott gegründeten Persönlichkeit über die Furcht, die Sünde und den Tod, die schlimmsten Kinder der Natur. Mancher hört die Botschaft, allein ihm fehlt der Glaube. In die Kreise aber, die auf Schrift und Vergangenheit ihren Glauben an so entscheidende Dinge nicht gründen wollen, tritt der Spiritismus und verspricht eine Religion voll Hoffnung, die sich gründet auf ein immer wiederholbares Experiment. Als eine Religion thut sich der Spiritismus heut vielfach auf. Daran merkt man, wie der Wind in der Welt weht. Der metaphysische Hunger macht eben, daß der Teufel Fliegen frißt. Man will wieder etwas Romantik, im besten Fall auch etwas Unsichtbares für Gemüt und Gewissen. Aber wie fängt man es doch an! Man nimmt ein paar wunderbare Sachen, die man sich gerettet hat, ein paar Erscheinungen, Heilungen, gruppiert das um ein Jenseits, gießt eine phantastische Stimmung darüber, und man glaubt die wahre Religion Christi zu haben. Bei einer solchen Gelegenheit ergreift einen geradezu Entsetzen über die Unwissenheit unserer sogenannten Gebildeten dem Christentum gegenüber. Auf diesem Gebiet ist Alles möglich. Es wird nicht Allzuviele geben, die das Christentum klar von diesem Brei von Metaphysik und Schwärmerei zu unterscheiden wissen. Wir freilich meinen den Unterschied mit Händen greifen zu können. Hier das Jenseits eine kalte blasse Unsterblichkeit oder vielmehr nur eine Verlängerung der Lebenslinie über den Tod hinaus, eine rein quantitive Vermehrung des Daseins, dort der warme, leuchtende Reichtum eines befriedigten persönlichen Innenlebens in der Gemeinschaft mit dem ewigen Gott, voller Leben und Frieden; der Geist, hier ein abstraktes leeres Organ, das wissen, sagen und allerlei Kunststücke machen kann, dort der Geist sittlicher Geist, der die überwundene Natur in seinen Gottesdienst stellt, seliger Geist, der aller Hemmungen der Welt und des Fleisches enthoben, Leben und Genüge findet in Gott, seinem Ursprung und Ziel. Und was für ein Unterschied zwischen dem Jesus, der mit seiner mesmerischen Kraft Kranke heilt, Moses und Elias erscheinen läßt und nach seinem Tode selbst erscheint, und dem Jesus, der Freiheit und Frieden schenkte zu seiner Zeit, und wo Zwei oder Drei versammelt sind in seinem Namen, immer zugegen sein will mit seiner Kraft und Gnade! Und Gott? Erscheint nicht der Spiritismus als der natürliche, wenn auch mißratene Sohn des Materialismus, wenn wir unseren Kavallerieoffizier eine

*) Vrgl. Jahrgang 1893 Nr. 46 und 47, wo Einiges über Entstehung, Verfasserschaft und Ausgaben sowie eine ganze Reihe von Abschnitten aus dem von Luther entdeckten und herausgegebenen, im vierzehnten Jahrhundert geschriebenen Büchlein mitgeteilt wurden. Dort wie hier wurde die Ausgabe von Dr. Franz Pfeiffer benutzt, die dem Urtext eine gute neudeutsche Uebertragung gegenüberstellt. Verlegt in Gütersloh bei Bertelsmann. D H

Massenattaque von Betern veranstalten sehen, die durch Entbindung geistiger Kräfte, und mit Vermittlung „Gottes“, den Buren helfen sollen? Der Lieblingsgedanke unserer Zeit, der Zwang der Massenwirkungen, hat mit dem christlichen Gottesgedanken Nichts zu thun. Der Vater Jesu Christi ist doch etwas Anderes als dieses Fluidum; und auch etwas Anderes als die gefälligen Schutztruppen des Spiritismus, die immer dafür sorgen, daß dem lieben Menschlein kein Unglück passiert. Persönlicher sittlicher Geist und übernatürliche Natur — das ist etwa eine Formel für die Unterschiede zwischen Christentum und Spiritismus. Um den zu greifen, bedarf es aber einer gewissen historischen oder vielmehr einer feinen sittlichen Bildung. Im Schlußwort wird uns noch die Frage beschäftigen, was unserer Theologie und unserer praktischen Arbeit angesichts dieser Unkenntnis ins Album zu schreiben ist.

Ist der Unterschied klar, dann bedarf es keiner langen Zurückweisung der Versuche, den Spiritismus als Ersatz für das altmodische Christentum einzuführen. Ein Ersatz wäre es nur dann, wenn das Christentum eine Lehre wäre, die vor dem blankmodernen Spiritismus zurücktreten müßte, oder wenn der Spiritismus eine Religion wäre, die das Christentum als Religion oder um ihrer Darstellungsform willen aus dem Felde schlüge. Allein das Christentum ist keine Lehre, sondern es bietet ein Leben der Kraft und des Friedens auf Grund des Glaubens an den himmlischen Vater, der in Jesus uns den Zugang zu seinem Reich geöffnet und in seiner Auferweckung zu neuen Kreaturen gemacht hat. Und der Spiritismus ist keine Religion. Denn er bietet nicht, was alle Religion bieten will, Leben und Seligkeit im Bunde mit der Gottheit. Das macht eine Religion zu einer Religion, aber nicht nur der Glaube an die Existenz von Geistern, aber nicht nur die Annahme eines Jenseits! Der Spiritismus weiß nur, was Wissen und Erkennen ist, wenn er es weiß, — nicht aber, was die Seele ist und was sie braucht. Sie verlangt nach dem Lebensbrot einer inhaltlich reichen, über Selbstsucht und Sorge weghelfenden Gemeinschaft mit dem ewigen Liebesgott und seiner heiligen Welt, und er bietet den Stein einer kahlen und kalten Fortexistenz. Jenes Leben ist Bereicherung und Erhöhung der Seele, diese Fortexistenz ist die Verlängerung der Existenz ohne den Anspruch, daß es der Sünde und dem Elend entnommen sei. Hier gehts um Weiterleben, dort um Vollendungsleben. Hier heißts Wissen, dort Herz und Gewissen, hier heißts Natur, wenn auch übernatürliche Natur, dort heißts Seele und Persönlichkeit. Nein, das Evangelium des Spiritismus schafft keine Gemeinde von neuen Menschen, und die Geister wandeln keinen Saulus in einen Paulus, die Klopftöne sind keine Osterglockenklänge, die den Faust der Erde wieder geben, und mag auch die spiritistische Gemeinde Christus samt allen andern großen Weisen der Welt in frecher Neugier zitieren und eine Art Kultus mit ihnen treiben, das ist Nichts gegen die Lebensfülle und Heiligungskraft in dem gläubigen Christen, der sich jetzt zu Ostern, ohne ihn anders zu sehen als im Glauben, bekennet zu dem Herrn, der uns erworben und gewonnen hat, auf daß wir sein eigen seien und in seinem Reiche unter ihm leben in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit, gleichwie er ist auferstanden von den Toten, lebet und regieret in Ewigkeit.

„Allein mir fehlt der Glaube!“ Wenn auch keinen Ersatz, so doch eine Stütze des Osterglaubens könnte der Spiritismus bieten. Da sehen wir ja doch, daß es ein Jenseits giebt, also können wir mit getrostem Mut an die Auferstehung Jesu und an unsere eigene glauben. Was sagen wir dazu?

Von vornherein treten wir einer solchen Bundesgenossenschaft sehr mißtrauisch gegenüber. Wir wissen aus der Geschichte unserer christlichen Religion, wie sich immer das Christentum und eine gerade herrschende philosophische Gesamtanschauung idealistischer Natur gesucht haben, um sich gegenseitig zu stützen. Die Dogmen, von denen Jeder fühlt, daß sie nicht rein auf dem Boden des christlichen Glaubens erwachsen sind, sind so entstanden, z. B. das von der Dreieinigkeit und den beiden Naturen Christi. Das was mehr in diesen Lehren liegt, als die einfach verstandene Schrift hergiebt, das ist alte Philosophie. Mit ihr hat man den Glauben stützen wollen. Allein die christliche Religion ist dabei zu kurz gekommen, denn sie wurde so eine Summe von Lehren über die Ursachen und Voraussetzungen des Heils. Man hatte eben nie den Mut, allein auf den genügend festen Füßen des Glaubens selbst zu stehen, man wollte der Sicherheit halber noch eine Krücke dazu nehmen. Es ist denn doch ein bischen Unglaube, was dem zu Grunde liegt. Nicht anders ist es aber, wenn man glaubt, mit dem Wissen des Spiritismus von den Geistern und dem Jenseits dem wankenden Glauben eine Stütze geben zu können. Man bedenkt nicht, daß man damit den Glauben an eine Anschauung bindet, die ebenso selbst stürzen und damit den Glauben umreißen kann, wie die alte Philosophie auch. Und außerdem, was kann man denn mit dem Jenseits des Spiritismus beweisen? Unser christliches ewiges Leben ist nun einmal von dem Jenseits des Spiritismus so verschieden, wie Christus und ein gewöhnliches Menschenkind, wie Fülle des Lebens und Dasein, wie Geist und Natur. Es kommt bei unserem ewigen Leben mehr auf den reichen Lebensinhalt an Liebe, Freude, Frieden an als auf den Begriff der Fortexistenz über den Tod hinaus selbst. Dazu haben wir doch viel zu viel von Johannes gelernt, dem das „Leben“ ein innerlicher Gewinn des Glaubens an Jesus ist, der hier schon eine Fülle neuer Kraft birgt und die Verheißung hat, über den Tod hinaus zu dauern. Ich meine, es steht dem christlichen Ewigkeitsglauben Einer viel näher, der die Lebensfülle Jesu versteht und in sie hineinwächst, ohne schon den Gedanken an eine Fortexistenz zu fassen, als ein Anderer, der sich durch die Philosophie oder den Spiritismus von dem Schema der Fortexistenz hat überzeugen lassen, aber dem Lebensinhalte Jesu fremd gegenüber steht. Viel leichter kommt man von der Hochschätzung des christlichen Lebensinhaltes als des höchsten und wichtigsten Gutes in der Welt zum hoffnungsvollen Glauben, daß er auch den Tod überwindet, als von der blassen Annahme der Fortexistenz aus zu der Füllung dieser Form mit dem Lebensgeiste Christi. Das Christentum ist eben keine Lehre, sondern Leben.

Dies Leben aber hat mit den angeblichen oder auch wirklichen Erscheinungen von Gestorbenen sehr wenig zu thun. Diese Erscheinungen könnten ja auf einer uns noch unbekannten Beschaffenheit unseres physischen Daseins beruhen; was damit aber für den Glauben an das ewige Leben und für das Verlangen darnach gewonnen werden kann, sehe ich nicht ein. Man könnte sagen: aber es reicht die Vergewisserung über das Jenseits, wie sie der Spiritismus giebt, wenigstens die Denkmöglichkeit eines also angefüllt zu denkenden ewigen Lebens nach christlichen Gedanken dar. Das will ich nicht ganz verwerfen, aber nicht vergessen zu betonen, daß eine jede solche Versicherung unseres Glaubens nie ohne Einbuße an seiner Wahrheit vor sich gegangen ist; die Prämie ist zu groß. Es ist und bleibt eben der Kern unseres Ewigkeitsglaubens wie überhaupt auch unseres Gottes- und Christusglaubens die mutige und freudige Hingabe unserer Seele an den wahren Lebensinhalt, das Gute. Und die Gaben und Hilfen Gottes und der Ewigkeit sind eben auch Förderungen im Guten. Darum hilft uns keine Erscheinung eines Verstorbenen zum Christentum, wenn wir nicht im Guten leben wollen. Auch die Christi nicht. Er erschien nur seinen Jüngern, die Leben aus seinem Leben gewonnen hatten, und dadurch fähig waren, ihn als den Lebendigen zu fassen. Und es war wieder Leben, was er in ihnen wirkte, die ihn zum Inhalt ihres Lebens gemacht hatten. Nur der Umgang mit einer das Leben in sich tragenden Persönlichkeit giebt Hoffnung und Kraft des Lebens. Der reiche Mann, der seine Brüder warnen will, wird bekanntlich also verwiesen: Glauben sie Mose und den Propheten nicht, so würden sie auch nicht glauben, wenn einer von den Toten auferstünde. Wie viel mehr gilt das von Christus! Wer ihm sich nicht innerlich anschließt, der hat kein Anrecht auf das Leben, auch wenn er sich zweifellos von seinem Fortleben überzeugt hätte.

Diese Sehsucht, die echtmoderne Sucht, etwas Unsichtbares zu glauben, aber hübsch mit den Füßen auf dem harten, festen Boden stehen zu bleiben, ist eben auch Unglaube, nämlich Fernsein von dem innersten Kern des Christentums, dem neuen ewigen Leben in der Gesinnung Jesu Christi. Kant macht die

schöne Bemerkung, es ließe sich zwar von einem dem Gebiet des Uebersinnlichen angehörigen freien Willen keine Anschauung geben, allein er ließe sich im Konkreten in Gesinnungen darstellen. So wird auch für uns das übersinnliche Reich der Ewigkeit sichtbar in Gesinnungen. Aus der Gesinnung Christi ist seine Auferstehung und sein Leben erwachsen, in Gesinnungen seiner Gläubigen wird das ewige Leben kund. Der Geist Christi in uns ist die Morgenröte des großen Ostertages: Geist und nicht Geister — das ist unser Pfand des ewigen Lebens. Unser Glaube an es besteht in dem Wagemut der Hoffnung, daß, was aus Gott durch Christus und den Geist geboren worden ist, den Tod nicht sehen wird ewiglich, weil Christus das Leben ist und die Auferstehung! Niebergall

---

## Einiges über Kunst und Sittlichkeit

Aus der Wirklichkeit, nicht theoretisch beleuchtet

Zweite Hälfte

4

Die heranwachsende Jugend muß rechtzeitig belehrt werden über die geschlechtlichen Vorgänge. Mir scheint, da trifft die Elternhäuser oft der schwerste Vorwurf. Eine falsche, aber weitverbreitete Prüderie überläßt es dem Zufall und damit meist der Roheit älterer Kameraden, die heranwachsenden Kinder über diese Dinge aufzuklären. Bis das geschehen ist, beschäftigt sich die Phantasie der Kinder über Gebühr damit, und das ist viel gefährlicher als jede vernünftige Aufklärung, denn der Reiz des Unbekannten und deshalb Geheimnisvollen ist das Schlimmste. Ist die Aufklärung aber in jener rohen Form erfolgt, so sind diese Dinge damit für die Kinder in ein ganz falsches Licht gerückt. Entweder macht sie die Kinder roh, so daß sie mit derselben Roheit, mit der sie belehrt wurden, nun auch ihrerseits über die Entstehung des Lebens reden und Andre aufklären; oder aber es kommen für feiner geartete Gemüter dann schlimme Zeiten falscher Scham. Es giebt genug Kinder, die in solchen Zeiten sich ihrer eigenen Eltern schämen müssen. Ein gewiß trauriges Los gerade der besseren Elemente in unserer Jugend. Wenn sie dann das Leben nicht gründlich erzieht, werden gerade diese Besseren als Eltern nicht selten Opfer derselben Prüderie, der sie als Kinder geopfert worden sind. Eine Schraube ohne Ende!

Hier muß also entschieden Etwas geschehen. Gewiß, die Frage, wie die Aufklärung vor sich gehen soll, ist nicht leicht zu beantworten. Aber es ist noch nie sittlich gewesen, einer Frage möglichst aus dem Weg zu gehen, weil ihre Beantwortung nicht leicht fällt.

Am natürlichsten wäre es doch wohl, wenn Vater und Mutter die Aufklärung übernähmen. Ihnen muß am meisten an der Wohlfahrt ihrer Kinder liegen. Jedenfalls halte ich das für weit zweckmäßiger, als wenn man z. B. dem Kinde ein aufklärendes Buch in die Hand giebt. Gerade das Persönliche und Individuelle wird der Aufklärung erst den rechten Ton geben, auf den in der heiklen Sache so viel ankommt. Auch das beste Buch muß da versagen.

Einen andern Weg fand ich in der Broschüre „Das christliche Sittlichkeitsideal und der Goethebund" angedeutet. In der Diskussion teilte nämlich Fräulein Heymann mit, daß der Hamburger Zweigverein der internationalen Föderation einen Teil der schulentlassenen Mädchen durch eine Hamburger Aerztin über den Geschlechtsverkehr aufklären lasse; der Erfolg sei, soweit sich das bis jetzt beurteilen ließe, ein guter. Mir erscheint dieser Versuch sehr beachtenswert. Man möchte wünschen, daß der Verein seine Erfahrungen auf diesem Gebiet weiteren Kreisen zugänglich macht, und daß recht viele Leute in Hamburg und anderswo diesen Versuch unterstützen und wiederholen, wenn er nur irgend sich bewährt. Daß er im Vergleich zu dem gegenwärtigen Zustand eine Besserung bedeutet, ist mir nicht zweifelhaft. Unglücklichere Verhältnisse als die augenblicklichen sind kaum denkbar.

Zweitens etwas mehr ästhetische Erziehung. Wenn z. B. unsere Jugend gerade der gebildeten Stände von klein auf daran gewöhnt wäre, im eigenen Haus Gemälde, Radierungen, Holzschnitte oder was immer zu sehen, auch solche mit Darstellungen des Nackten, so würde Derlei später nicht mehr so übel wirken, wie es jetzt oft der Fall sein muß, weil ihr solche Darstellungen nichts Neues, Verbotenes, sondern etwas Gewohntes, ganz Natürliches würden. Dabei hätte man noch den Vorteil, daß den Kindern in den Entwicklungsjahren der ausgewachsene menschliche Körper nichts Fremdes, kaum Vorstellbares und also wieder etwas Geheimnisvolles wäre. Jedenfalls kenne ich christliche Häuser, deren Kindern es nichts geschadet hat, daß sie von Jugend auf gewöhnt waren an den Anblick einer Venus von Milo, eines Apoll von Belvedere und dergleichen. Im Gegenteil. Es war ihnen gut und heilsam, schon weil solche Darstellungen später nichts Aufreizendes mehr für sie hatten. Manchem mag es trotzdem als ein gefährliches Experiment vorkommen. Aber in Wirklichkeit ist es doch ganz unmöglich, unsere Jugend vor dem Anblick des Nackten zu behüten. Es läßt sich einfach nicht mehr durchführen. Die Billigkeit der Photographie und der modernen Vervielfältigung bringt es mit sich, daß die Gelegenheit, Nacktes zu sehen, außerordentlich gestiegen ist, sei es nun in Büchern oder in Zeitschriften.*)

Ist das nun einmal so, scheint es mir pädagogisch richtiger zu sein, nicht dem Zufall zu überlassen, was den Kindern an Kunstdarstellungen unter die Hände und vor die Augen kommt, sondern selbst die Kinder vor Kunstwerke mannigfachster Art zu stellen. Von andern Mitteln ästhetischer Erziehung will ich garnicht reden, da ja Anschauung für Kinder wie Erwachsene das wirksamste ästhetische Erziehungsmittel ist.

5

Kurz und gut: Wenn man dem Thema Kunst und Sittlichkeit ein wenig nachgeht und nachdenkt, nicht unter Ausschluß der realen Verhältnisse, wird man gestehen müssen, daß über das Verhältnis beider zu einander gerade die Wirklichkeit so mancherlei schwierige Fragen stellt, und daß das sittliche Urteil so komplizierte Verhältnisse in Betracht ziehen muß, wenn es wirklich ein sittliches Urteil sein soll, daß es weder richtig noch recht ist, von einer vorgefaßten Meinung aus und um unsympathischer Gegner willen ex cathedra zu bestimmen: Nur wer für die lex Heinze und ähnliche Gesetze eintritt, hat ein Anrecht darauf, als ein christlich-sittlicher Mensch zu gelten; wer gegen derartige Gesetze ist, beweist damit nur seine Unchristlichkeit und heidnischen Libertinismus. Aehnliches aber konnte man oft genug in kirchlichen Blättern lesen, und kann es heute noch. Bei der angebornen Neigung der Orthodoxie und im Grunde jedes Kirchentums, die eigene Anschauung mit dem Christentum zu identifizieren, ist es nicht überflüssig, einmal eine andere Meinung zu hören. Mangelnde Sachkenntnis soll Manches entschuldigen, was da in christlichen Broschüren und kirchlichen Blättern gefehlt worden ist. Es mag dem, der sich nicht weiter mit dem Gegenstand beschäftigt, auch recht sachgemäß und vor allem gut christlich vorkommen, was ein gut Teil der christlichen Presse in den letzten Jahren zu unserem Thema zu Tage gefördert hat, wenn es in Wahrheit auch oft genug mehr bemitleidenswert als anerkennenswert war. Aber wer sich etwas mehr mit dem Gegenstand befaßt, kann mangelnder Sachkenntnis nicht ein sittliches Recht zuerkennen, wenn sie über Kunst und Sittlichkeit so redet, daß sie von vornherein für sich ganz selbstverständlich die Sittlichkeit beschlagnahmt, der Kunst aber von vornherein die Unsittlichkeit vindiziert. Oft genug kann man nicht einmal mit dieser robusten Naivität und mit mangelnder Sachkenntnis das Gebahren eines bestimmten Teils der kirchlichen Presse entschuldigen.

---

*) Nebenbei bemerkt, glaube ich auch nicht daran, daß heutzutage in der Kunst mehr Nacktes produziert wird als in früheren Zeiten, wie man oft auf christlicher Seite klagen hören kann. Es scheint nur so, weil durch die Photographie und die billigen Reproduktionsverfahren Darstellungen der Kunst und damit auch des Nackten heute in tausend mal mehr Hände kommen als früher. Auch die billigen Verkehrsverhältnisse müssen in Betracht gezogen werden, die heute ebenfalls tausend mal mehr Leute vom Land und aus den kleinen Städten in die Kunstzentren bringen.

Mit sehr heftigen Angriffen wird gerade von der kirchlich-konservativen Presse der Goethebund bedacht und dadurch erst zu einer Wichtigkeit aufgebauscht, die er in Wahrheit meiner Meinung nach nicht besitzt. Der Goethebund entstand seiner Zeit im Kampf wider die lex Heinze. Er vereinigte in sich die verschiedenartigsten Elemente, die in allem andern außer in dem Einen: Abwehr jener Gesetzesvorlage, selbst in den Mitteln zur Abwehr dieses und ähnlicher Gesetze und Bestrebungen, so weit auseinandergehn, daß der Bund in dieser Zusammensetzung voraussichtlich längst aus dem Leim gegangen wäre, wenn nicht immer wieder die ihm feindliche Presse für neuen Kitt gesorgt hätte. Der Bund kommt mir immer noch vor wie ein Kindlein, das nur erst schreien kann. Er schreit nach Kräften, und sein Geschrei war oft genug für christliche Ohren nicht gerade melodisch, oft sogar einfach widerwärtig. Aber wenn nun die kirchlich-konservative Presse zum guten Teil auf diesen Lärm ihrerseits auch nur mit Lärmen antwortet, so steht mir das sittlich auch nicht sehr hoch, es müßte denn sein, daß man sagt: das Lärmen dieser Presse ist eo ipso sittlich, das Lärmen anderer Leute eo ipso unsittlich. Und wenn die sozialdemokratische Partei auch hier einmal wieder schnell bei der Hand war und Klugheit genug besaß, die ganze Affaire für sich auszunutzen, so ist die Beschränktheit, die sich bei ihren Antipoden zeigte, für mich noch kein sittlich so hohes Gut, daß sie um des willen schon in der Sache Recht haben müßten.

Wenn ein gut Teil der Volksvertreter, die für die lex Heinze eintraten, eine Unkenntnis in Kunstdingen verriet, die haarsträubend war und die ganze Angelegenheit in einem Ton behandelte, für den oft genug jeder parlamentarisch zuläßige Ausdruck fehlte, wenn auf der andern Seite dann mit Gift und Galle, Hohn und Spott nicht gespart wurde, so kann man nur sagen, beide Gegner waren einander würdig. Ein sittliches Plus ist für keine der beiden Anschauungen dabei herausgesprungen.

Daß im Goethebund die ruhigeren Elemente zunächst nicht zu Wort kamen, daran ist gerade das Gebahren der kirchlich-konservativen Presse mit Schuld. Wenn man so in den Wald ruft, kann man sich nicht wundern, wenn aus dem Wald Stimmen von ähnlicher sittlicher Güte herausrufen. Daß aber im Goethebund genug anständige Elemente sind, beweisen die Namen einer ganzen Reihe von Mitgliedern. Nachdem die Ultramontanen die Kunst zwischen die Finger bekommen hatten, war es sogar ganz begreiflich, wenn auch gut christliche Leute dem Abwehrbund beitraten, zumal sie ja nicht im Voraus wissen konnten, daß die Kirchenfeindlichkeit so hervortreten würde, wie sie oft genug dann hervorgetreten ist; nicht zum wenigsten, weil manche kirchlichen Blätter durch Form und Inhalt ihrer Auslassungen fast dazu provozierten. Wären die kirchlich-konservativen Elemente rechtzeitig abgerückt von den Ultramontanen, wären sie nicht mit ihnen identifiziert worden. Wenn dann der Goethebund vor dem kirchlich-konservativen Christentum nicht mehr Respekt zeigt wie vor dem Ultramontanen, so sind auch hier wieder diese Elemente daran nicht unschuldig. Daß aber die ganze Art, wie diese Presse zum guten Teil den Kampf gegen den Goethebund führte, ihm keine sonderlich hohe Meinung einflößen kann vor der Sittlichkeit und Christlichkeit des Kirchentums, das diese Presse vertritt, dafür ein paar Beispiele.

6

Zum 17. Januar 1901 veranstaltete der Verein zur Förderung der Kunst, einer der vielen Berliner litterarischen Vereine, der bisher meines Wissens noch nicht durch irgend eine Aufsehen erregende That an die Oeffentlichkeit getreten ist, ein sogenanntes Goethefest. Die Einladungen waren mit vom Vorstand des Berliner Goethebundes unterschrieben, dessen stellvertretender Schriftführer damals der Berliner Konsistorialrat Reicke war. Die Einladungen bemühen sich recht geistreich und witzig zu sein, was ihnen aber nur sehr mäßig gelingt. Aus den vom Verein versandten Schrtftstücken geht hervor, daß den Anstoß zu dem Fest ein analoges Fest von 1801 in Weimar gab. So sollten denn auch die Festteilnehmer möglichst in der Tracht der Goethezeit erscheinen und zuerst Goethesche Dichtungen dargestellt und vorgetragen werden. Zu vorgerückter Stunde würde sich dann das „Ueberbrettl“ von Ernst von Wolzogen zeigen, eines Großneffen jenes Wolzogen, der 1801 bei der Jahrhundertfeier in Weimar unter Goethes Augen thätig war. Die Deutsche Evangelische Kirchenzeitung druckt in ihrer Nummer 3 die beiden wichtigsten Schriftstücke ab und beschäftigt sich mit ihnen, denn: „Will man erfahren, was der sogenannte Goethebund bedeutet, so ist dieses Schriftstück unvergleichlich wertvoll.“ Ihr Urteil faßt sie dann folgendermaßen zusammen:

1. Das Fest findet am Vorabend der 200jährigen Krönungsfeier statt, die in den Kirchen gottesdienstlich begangen wird.

2. Der leitende Geist ist der Verfasser „des dritten Geschlechtes“, eines sittenlosen Buches, dem Unternehmer des Ueberbrettls, eines pikanten Varietetheaters „für Gebildete“.

3. Diese Gesellschaft kann es auch bei einer Gelegenheit, die den Karneval mit den größten patriotischen Erinnerungen vermengt, nicht unterlassen, gegen die Mucker zu kämpfen.

4. Zahlreiche auserlesene Namen der Gelehrten- und Künstlerwelt stehen unter dieser Einladung. Zu den Unterzeichnern des Machwerkes gehört auch der Königlich Preußische Konsistorialrat Reike in Berlin als stellvertretender Schriftführer des Goethebundes.

Armer Goethe! Armes deutsches Volk! Arme evangelische Kirche!

Ich nehme an, daß die Kirchenzeitung, obgleich die Nummer erst am 19. Januar erschien, noch Nichts davon wußte, daß der Goethebund schon vor dem 17. von diesem Fest abgerückt war.

Punkt 1 und 3 gehören zusammen. Ihr unbefangener Leser gewinnt den Eindruck, als sei dies Fest veranstaltet, um dadurch absichtlich Geringschätzung gegen die Kirche und patriotische Gleichgiltigkeit zu dokumentieren. Da der Kirchenzeitung dasselbe Material wie mir vorgelegen hat, finde ich es etwas kühn, daß der Schein, so zu urteilen, nicht vermieden worden ist, denn aus dem Material geht deutlich hervor, daß nur um des gleichartigen Festes von 1801 willen dies Fest von 1901 gefeiert wurde. Man könnte schlimmsten Falls folgern, daß auch in Berlin Taktlosigkeiten vorkommen. Noch milder aber wird man gestimmt, wenn man wie ich damals in Berlin war und ein offenes Auge hatte für die Art, wie man sonst diesen „Vorabend, der in den Kirchen gottesdienstlich begangen wurde“, feierte. Da ist das Goethefest noch sehr harmlos zu nennen. Man wird lebhaft erinnert an das Wort vom Mücken seihen und Kamele verschlucken. Auch ist in den Schriftstücken gar nicht gegen die Mucker gekämpft worden. Es findet sich am Ende des einen das Sätzchen: Ihr Alle, so ihr nicht zu den Muckern und Philistern zählet . . . Einen Kampf würde ich so Etwas nicht nennen, höchstens eine Albernheit.

Zu dem zweiten Punkt: Der leitende Geist der Veranstaltung ist nicht Ernst von Wolzogen, sondern Ernst von Wolzogen ist nur einer von den vielen Mitunterzeichnern und Leiter des Ueberbrettls, das zu vorgerückter Stunde sich zeigen soll. Der leitende Geist der ersten Hälfte des Festes war nach den vorliegenden Schriftstücken Goethe, und inwieweit dann Wolzogen leitender Geist wurde und inwieweit das ein böser Geist war, mußte das Fest selbst erst ausweisen. Ich maße mir darüber kein Urteil an, da ich nicht auf dem Fest war, so wenig wie der Artikelschreiber der Kirchenzeitung. Wie ich über Ernst von Wolzogens Drittes Geschlecht denke, habe ich in der Christlichen Welt (1900 Nr. 39) ja hinreichend deutlich gesagt. Mir scheint, aus dem Artikel der Kirchenzeitung spricht eine Gereiztheit, die gar nicht mehr anders kann, als von vorn herein Alles zum Bösen kehren, sowie das rote Tuch „Goethebund“ leuchtet; eine Gereiztheit, die von christlicher Besonnenheit sich ziemlich weit entfernt hat.

Und nun gar der Schlußsatz mit den drei Ausrufen! Weil so ein Fest sich Goethefest nennt, weil der Vorstand des Goethebundes mit unterschrieben hat, weil der Namen eines Konsistorialrates sich mit unter den Einladungen findet, gleich: Armer Goethe! Armes deutsches Volk! Arme evangelische Kirche! Ich möchte wissen, welche Ausdrücke der Kirchenzeitung noch zur Verfügung stehen, wenn sich wirklich Etwas ereignet, das die drei Ausrufe rechtfertigt. Ueber Derlei soll ein Mitglied des Goethebundes dann nicht spotten!

Am 22. Januar fand sich in der Kreuzzeitung eine Erklärung des Vorstandes des Goethebundes, daß er mit dem

Fest Nichts zu thun habe, und daß seine Namen nur durch ein Mißverständnis unter die Einladungen gekommen seien. Da die Kirchenzeitung alle Sünden der Veranstaltung dem Goethebund aufs Konto setzte, hätte man erwarten sollen, sie würde ihren Lesern von dieser Erklärung sofort Mitteilung gemacht haben. Ich habe Nichts davon gelesen.*) Da soll ein Mitglied des Goethebundes nicht auf böse Gedanken kommen! Ich bin übrigens nicht Mitglied. War es denn aber überhaupt nötig, daß sich eine Kirchenzeitung so mit diesem Fest beschäftigt? Ich verweise auf den Bericht der Germania vom 20. Januar über das Fest. Es ist gewiß kein Blatt, das günstige Vorurteile gegen Derlei hat. Nun, der Berichterstatter fand das Fest im Grunde recht harmlos. Unsittlich fand er jedenfalls nur eine von den Darbietungen des Ueberbrettls, worin ich dem Berichterstatter nur Recht geben kann. Und nun denke man wieder an jene drei Ausrufe, nach denen man meinen sollte, es ginge dem deutschen Volk und der evangelischen Kirche direkt ans Leben.

In ihrer Nummer 6 kommt dieselbe Kirchenzeitung nochmals auf den Konsistorialrat zu sprechen, der Mitglied des Goethebundes war. Sie zitiert eine Stelle aus dem „Tag", der mitteilt, daß er Verfasser eines Dramas „Freilicht" sei und dazu allerlei Glossen macht. Diese spöttischen Glossen nimmt die Kirchenzeitung für bare Münze und folgert:

Ob das Berliner Konsistorium diese bittere Ironie empfinden wird? Aber so muß es kommen! Können unsre kirchlichen Behörden, die wir von Elementen, die nicht hineinpassen, rein gehalten wissen wollen, weil wir vor ihnen Respekt haben wollen, ärger bloßgestellt werden? Dürfen solche Juristen im Konsistorium im gegebenen Falle die Richter unsrer Pastoren sein?

Man sollte erwarten, bevor so geredet wird, hätte man sich erst einmal das Drama angesehen. Es ist doch immerhin keine kleine Verantwortung, die das Blatt auf sich nimmt, wenn es so schreibt. Man hat das Drama aber nicht gelesen. Sonst würde man so nicht urteilen können. Denn das Drama ist nicht der Art, daß sich Pastoren eines Richters schämen müßten, der es geschrieben hat. Gewiß, die Herrn von dieser Kirchenzeitung würden sich baß entsetzen über manche Einzelheit, die Tendenz würde ihnen voraussichtlich auch nicht gefallen. Sie ist nämlich ungefähr dieselbe wie die der Artikel über Christentum und Frauenfrage von Marie Martin in der Christlichen Welt. Aber die Lektüre würde sie doch daran verhindert haben, dem Verfasser die sittliche Befähigung für seinen Beruf als Konsistorialrat abzusprechen. Das Drama ist talentvoll und durchaus nicht widerchristlich. Ich möchte wohl, wir hätten einige Dutzend Konsistorialräte, die so Viel von Kunst verständen. Es würde für ein erträgliches Verhältnis von Christentum und Kunst wahrscheinlich vorteilhafter sein als solche Presseäußerungen.

Ebenfalls in Nummer 6 der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung wird eine Auslassung der Breslauer Zeitung über das Ueberbrettl und eine Bemerkung dazu in der Evangelischen Kirchenzeitung angeführt, die mit dem Satz schließt:

Und unter der Einladung zu diesen Kunstgenüssen prangte der Name eines Mitglieds des Konsistoriums der Provinz Brandenburg.

Richtig an dem Satz ist nur, daß der betreffende Name unter der Einladung zu dem bewußten Goethefest prangte und auch da nur versehentlich. Nicht richtig ist es jedenfalls, in diesem Ton am 9. Februar davon zu schreiben, nachdem schon am 22. Januar öffentlich bekannt gemacht worden war, daß dieser wie die andern Namen nur versehentlich unter die Einladung gekommen seien. Und selbst wenn wirklich ein Unrecht in jener Namensunterschrift gelegen hätte, sollte man doch erwarten, wenigstens Kirchenzeitungen hätten noch ein Organ dafür, daß es zwar kirchenpolitisch sehr klug sein mag, aber deshalb noch nichts weniger als christlich ist, nachdem ein „Unrecht" eingestanden ward, nun immer wieder darauf herumzuhacken. Es giebt doch wirklich bedenklichere Vorgänge im deutschen Reich, die wiederholter Beachtung und Besprechung in Kirchenzeitungen wert sind als diese. Geschieht es aber doch, so hat man ein Recht, dahinter Gründe zu wittern, die mit christlicher Sittlichkeit nur noch sehr wenig gemein haben.

*) Erst in der Nummer vom 16. März findet sich eine gelegentliche Bemerkung hierüber.

Kürzlich meldete das „Volk", daß Konsistorialrat Reicke aus dem Vorstand des Goethebundes ausgeschieden sei, um bei der Gelegenheit zu schreiben:

Das Aergernis ist freilich damit nicht aus der Welt geschafft, und die nächste Generalsynode hätte alle Ursache, den wunderbaren Konsistorialrat einmal gründlich bei Licht zu besehen.

„Der arme Sünder kann von Glück sagen, daß die Zeit der ‚gesegneten Scheiterhaufen' vorüber ist," meint ein Berliner Blatt dazu. Ich meine, man kann nur wünschen, es möge dieser Beleuchtung eine Selbstbeleuchtung aller Beteiligten vorangehn, daß man nicht wieder einmal das Schauspiel erlebt, wie es Luk. 18, 11. 12 geschildert wird.

7

Es sei mir nun auch noch ein Wort über das Ueberbrettl selbst gestattet. Der Gedanke, das Tingeltangel ästhetisch zu heben, ist schon ein paar Jahre alt. Im Kunstwart wurde z. B. wiederholt über das Wie verhandelt. Der Gedanke liegt auch nahe, denn was an „Kunst" auf dem Brettl geboten wird, steht in der Regel so tief, daß es unerträglich ist. Der Gedanke liegt um so näher, als trotzdem diese Orte Abend für Abend von Gliedern aller Stände ganz anders frequentiert werden als z. B. die besseren Theater. Und da die zur Ueberwachung bestellten staatlichen Organe hier wieder einmal versagen, versuchte man es mit der Selbsthilfe, um so der „Kunst" dieser Anstalten etwas Wasser abzugraben. Als dann freilich Ernst von Wolzogen im Gegensatz zum Brettl das Ueberbrettl gründete, hatte ich auch die Empfindung, hier werde der Bock zum Gärtner gesetzt. Die Zeitungsauslassungen bestärkten dies Gefühl nur, sodaß ich ähnlich über das Unternehmen geschrieben haben würde, wie es von kirchlicher Seite geschah, wenn auch vielleicht in der Form Etwas anders. Ich wohnte dann der Premiere des Ueberbrettls bei und muß sagen, ich war angenehm enttäuscht, über alles Erwarten angenehm. Es fiel nicht eine Zote damals, ohne die die Couplets der Varietes kaum zu denken sind. Es fehlte ebenso die ekle Mischung von Schlüpfrigkeit und patriotischer Phrase, wie sie in den Varietes besonders bejubelt wird. Die Satire, namentlich die litterarische, und die Ironie waren reichlich vertreten. Ich denke, diese Darstellungsmittel werden aber die kirchlich-konservativen Blätter am wenigsten verurteilen können, solange sie sich selbst gerne ihrer bedienen. Ein Kolleg über Ethik hört sich freilich anders an, auch behaupte ich nicht, in den zwei Stunden meine Weltanschauung wesentlich vertieft oder erweitert zu haben. Aber es waren zwei fröhliche Stunden, für die ich dankbar bin, da sie mir durch keine Gemeinheiten getrübt wurden. Würde das Ueberbrettl weitere Kreise dauernd fesseln können, würde es sich dauernd in den Schranken von damals halten, so erwürbe es sich einfach ein Verdienst um Viele, deren Geschmack aufs tiefste gesunken, deren sittliches Empfinden aufs schlimmste abgestumpft ist durch gar manche gereimte, gesungene, getanzte gewöhnliche Varietedarbietungen.

8

Zum Schluß noch ein Beispiel, wie unbesonnen in kirchlichen Blättern verfahren wird. Es handelt sich wieder um den Goethebund. Daß ich mich schon wieder mit ihm befassen muß, liegt nicht an mir, sondern an den kirchlichen Blättern, die nicht von ihm loskommen können. Ich halte schon deshalb nicht Viel von dem ganzen Bund, weil er bis jetzt, in Berlin wenigstens, nur Worte gemacht aber noch keine einzige That gethan hat, die irgendwelchen positiven Wert hätte. Am 5. März beging der Bund sein einjähriges Geburtsfest durch eine Feier. Der Reichsbote referierte darüber in einem Artikel „Goethebund und Goethe", der am 9. März erschien und einleitungsweise immer noch so thut, als sei der Goethebund für das Goethefest vom 17. Januar verantwortlich. Es liegt Methode darin.

Daß unter den rezitierten Goethedichtungen der Prometheus nicht fehlte, glaubt der Reichsbote damit erklären zu müssen, daß es „der wildeste Aufschrei des gegen die Gottheit sich auf-

lehnenden Menschentums“ sei, also, so folgert man unwillkürlich, deshalb der Goethebündler besonders wert. Man könnte aber geradeso gut sagen, daß der Prometheus vor einer hauptsächlich ästhetisch gestimmten Versammlung deshalb vorgetragen wurde, weil er doch immerhin ein nicht gerade schlechtes Gedicht von einem nicht ganz üblen Lyriker ist. Daß der Bund das Gedicht gewählt habe, um wieder einmal damit gegen das Christentum zu opponieren, wie die Auslassung des Reichsboten nahe legt, glaube ich schon deshalb nicht, weil nach dem Reichsboten die Hauptredner ausdrücklich erklärten, es handle sich bei dem Bund gar nicht um Feindschaft gegen das Christentum, und weil der Reichsbote seinen Artikel schließt mit den Worten, der Goethebund habe schon begonnen, die irreligiöse Tendenz abzuschwören.

Nach dem Reichsboten sagte Professor Liszt, „der bekannte Rechtsgelehrte mit den zerflossenen Moralanschauungen“ unter Anderm Folgendes:

Gelangt ein Mensch im tiefsten Ringen zu einer Weltanschauung, dann hat er das Tiefste und Höchste geleistet, was die schaffende Individualität leisten kann. Aber freilich: selbsterrungen muß sie sein . . . . . . nur nicht durch äußere Ueberlieferung gegeben — erwachsen muß die Weltanschauung sein.

Hierzu bemerkt der Reichsbote, der Sinn hiervon scheine zu sein, daß der Bund jede beliebige Anschauung gestattet mit Ausnahme der kirchlich-christlichen, die doch unter der „durch äußere Ueberlieferung gegebenen“ zu begreifen bleibt.

Wirklich? Ist diese Interpretation notwendig, wenn nach dem Referat desselben Reichsboten Sudermann erklärt:

Das Christentum, das die Evangelien lehren, habe mit dem Christentum der römischen Weltkirche, dem Christentum der Albigenserkriege, der Inquisition, des dogmatischen Gezänks und des behaglichen Staatspfründentums nichts zu thun. . . . Wer in Gebet und Messe Läuterung seines Wesens findet, soll er von der Sorge des Alltags nicht verschlungen werden, dem wollen wir unsern Glückwunsch mit auf den Weg geben; aber was wir beanspruchen müssen, wir, die wir nach schweren geistigen Kämpfen einen andern Weg zum Frieden gebahnt haben, ist, daß man diese Kämpfe achtet, daß man uns von autoritativer Seite nicht als Abgefallene, als sittlich Minderwertige, nicht als Staatsbürger zweiter Klasse behandelt. . . .

Mir scheint, diese Anschauungen sind gar nicht so übel. Ich habe schon unchristlichere in kirchlichen Blättern gefunden. Und daß sehr viel Richtiges an der Meinung Liszts ist, daß thatsächlich eine durch äußere Ueberlieferung gegebene Weltanschauung noch keine christliche ist, daß gerade die Kirche darauf dringen muß, daß die christliche Weltanschauung persönlich erkämpft, errungen werde, wenn sie religiösen Wert haben soll, das will ja der Reichsbote selbst, wollen im Grunde alle Christen. Und doch sagt der Reichsbote vom Goethebund in diesem selben Artikel:

Nur wo es die Feindschaft gegen die christliche Offenbarung gilt, da sprüht sein züngelnder Schein auf und bildet einen feurigen Ring um die zusammengewürfelten Bundesgenossen.

Muß denn wirklich Alles zum Schlechten gekehrt werden? Wenn ein Mitglied des Goethebundes diesen Artikel liest, wird es sich sagen müssen: Wir können anstellen, was wir wollen, solange wir nicht die Weltanschauung des Reichsboten als die allein berechtigte und einzig christliche anerkennen, bleiben wir Feinde der christlichen Offenbarung.

Statt daß man sich freut, wenn der Goethebund anfängt, „der irreligiösen Tendenz abzuschwören“, statt daß man nach all dem wilden Streiten einmal auch versöhnlich redet und denkt, zumal hier die Hand dazu geboten wurde, geht es in demselben Tone weiter, der weder christlich noch sittlich ist. Wenn Goethe, als er aus Italien zurückkehrte, immer und immer wieder von einer solchen Polemik umgeben gewesen wäre, es würde ihm wahrlich ein gut Teil schwerer geworden sein, sich zu seinen späteren Anschauungen über das Christentum zu bekehren. Wenn der Goethebund ständig so behandelt wird im Namen des Christentums, wäre es ein Wunder, wenn er nicht zu ganz verschrobenen Anschauungen über das Christentum käme. Aber ein Wunder ist es nicht, wenn er bei solcher Behandlung von der Orthodoxie und ihrem Kirchentum Nichts wissen will. Ich würde mich auch für ein Christentum bedanken, dessen Polemik so hart, so unbarmherzig und so hämisch ist. Diese Art trägt wahrlich Nichts dazu bei, denen, die dem Christentum fremd geworden sind, zu einer richtigen Anschauung von ihm zu verhelfen. Sie giebt ihnen höchstens immer wieder einen Vorwand, zu bleiben wie sie sind.

Ich könnte die Beispiele noch reichlich vermehren. Ich hätte auch aus der ersten Kampfeszeit um die lex Heinze bösere Beispiele anführen können. Ich denke aber, es ist schon mehr wie genug.

Aber wozu überhaupt diese Beispiele? Mir schien, da der Ton der kirchlich-konservativen Blätter immer noch derselbe ist, da andre christliche Blätter meines Wissens dazu bisher geschwiegen haben, war es an der Zeit, daß einmal gerade in einer christlichen Zeitschrift die Angelegenheit zur Sprache kommt. Wenn im Namen des Christentums so Viel geredet und geschrieben wird, was nur zu sehr mangelnde Sachkenntnis verrät und von persönlicher Gereiztheit, Mangel an Besonnenheit aufs deutlichste zeugt, ist es im Interesse des Christentums am Platze, sich einmal gegen diesen ganzen Ton zur Wehr zu setzen, ihn wenigstens nicht unwidersprochen zu lassen.

Ich bin kein Freund des Goethebundes. Ich empfinde es genau so schmerzlich wie die kirchlich-konservative Presse, wenn durch die Kunst das Christentum herabgesetzt und mißhandelt wird. Aber wenn gekämpft werden muß, dann doch wenigstens auf unsrer Seite mit etwas reinlicheren, blankeren Waffen.

Auch lebe ich durchaus nicht in dem Wahn, daß die moderne Kunst je kirchliche Kunst werden wird. Aber es sollte möglich sein, daß Christentum und moderne Kunst, um die es sich ja zunächst handelt, sich wenigstens respektieren lernen. Auf Grund eines solchen Verhältnisses könnte dann im Einzelnen Manches geschehen, was für beide, Kunst und Sittlichkeit, gleich förderlich und heilsam wäre. Hans Fischer

---

## Deutsches evangelisches Volkstum in Galizien

Nach der ersten Teilung Polens hatten die neuen Landesherren, denen so weite, aber schwach bevölkerte und schlecht angebaute Länderstrecken zugefallen waren, das Bestreben, durch Ansiedelung von Ackerbaukolonien ertragsfähige Provinzen zu schaffen. Friedrich der Große begann zeitiger damit, seinem Beispiel folgte dann Joseph II., der zuvor noch das Toleranzedikt verkündigen ließ. Waren im Mittelalter und in der Zeit der Reformation deutsche Ansiedler in die polnischen Städte gezogen worden, um diesen aufzuhelfen, so sollte jetzt bei der Landwirtschaft ein Gleiches geschehen. Der Erfolg war für beide Staaten derselbe. Ansiedler katholischen Bekenntnisses vermögen dort, auch wenn sie kerndeutscher Abkunft sind, auf die Dauer nicht ihre Nationalität zu bewahren; die Gleichheit des Bekenntnisses mit den Polen erleichtert das Eingehen von Mischehen, und wie in Posen den Bambergern, so ist es in Galizien den deutschen Kolonisten katholischen Glaubens ergangen, die Joseph II. ins Land gerufen hatte. Heute rechnet man in Galizien nur 15,000 Deutsche katholischen Bekenntnisses, gewiß eine geringfügige Zahl, wenn man erwägt, daß aus den Ländern der habsburgischen Monarchie mit ihrer erdrückenden Mehrheit katholischer Bevölkerung fortwährend Beamte und Professionisten nach den ehemaligen polnischen Landesteilen gelangen.

Besser haben die protestantischen Kolonisten dem Polentum Widerstand zu leisten vermocht. Sie stammen aus Württemberg, dem nördlichen Baden, der Pfalz, Hessen, auch aus Schleswig-Holstein. In den Jahren 1781 bis 1785 sind sie in kleinen Kolonien, je 12 bis 20 Familien zusammen, im Flußgebiet der Weichsel und des San, an den Abhängen der Karpathen und in der ostgalizischen Ebene angesiedelt worden. Die Ortschaften, mit ihren sauber gehaltenen Häusern zu beiden Seiten der Straße, Schule und Bethaus am Ende des Ortes lassen auch heute noch deutschen Ordnungssinn und deutsche Reinlichkeit erkennen, zugleich aber, daß hier künstliche Niederlassungen ins Leben gerufen sind. Vielfach liegen die zugehörigen Ländereien in weiter Entfernung von den Ortschaften, so daß diese, wenn die Bauern mit Weib und

Kind draußen bei der Arbeit sind, einen öden, fast unheimlichen Eindruck machen. Ihren geistigen Mittelpunkt erhielten sie naturgemäß an der Schule, die, wenn auch meist als bescheidener Holzbau, überall erstand; zu Pfarrgemeinden mußte dagegen fast durchgängig eine größere Anzahl von Ortschaften zusammengefaßt werden. Auf diese Weise sind Pfarrsprengel von 60 und mehr Quadratmeilen entstanden, wo dann der Geistliche nur ein- oder zweimal im Jahr in den einzelnen Ortschaften amtieren und das Abendmahl austeilen kam; an den anderen Sonntagen hat der Schulmeister im Bethaus einen Lesegottesdienst abzuhalten, oft muß er auch die Neugebornen taufen und die Verstorbenen auf ihrem Gottesacker zur Ruhe bringen. So sind diese Gemeinden verwachsen mit ihrer Schule, ihr verdanken sie es, daß jetzt die fünfte Generation im evangelischen Glauben heranwächst, und durch ihr evangelisches Bekenntnis sich ihr deutsches Wesen bewahrt hat.*)

Das sind die Gemeinden, die uns seit zwanzig und mehr Jahren geschildert werden als der „Lazarus" der evangelischen Kirche, und auch den Lesern dieses Blattes wird so manches Bild erinnerlich sein von morschen, dem Zusammensturz nahen, niedrigen Holzhütten, Bethäusern und Schulen, oder auch der von Jakoby in einem seiner Konfirmandenblätter veröffentlichte Pfahl, an dem eine kleine Glocke hängt, wie auf einer Eisenbahnstation, das einzige Eigentum einer der kleinen Gemeinden, die in der Woche die Kinder zur Schule, Sonntags die Einwohner zum Gottesdienst ruft. Es sind Bilder der Armut, die man sich gewöhnt hat als typisch zu betrachten für die deutschen Gemeinden Galiziens. So Vieles, was uns leicht als Zeichen besonderen Elends erscheint, begegnet uns aber auch bei den Gemeinden in Ungarn, Siebenbürgen, selbst noch in der Provinz Posen. Die blockhausähnlichen Bethäuser und Schulhäuser, wie sie bei der ersten Niederlassung der Kolonisten errichtet worden waren, und vielfach seitdem ähnlich erneuert wurden, sind dem Osten so fremdartig nicht wie uns, der Holzbau hat dort eine alte Geschichte, und es handelt sich daher nur um Bauten mit reduzierten Mitteln. Vor etwa fünf Jahren noch hat eine der galizischen Gemeinden ihr baufällig gewordenes Bethaus abgebrochen, ohne erst auf die Hilfe der Glaubensgenossen in der Fremde zu warten, sich Bauholz aus ihrem Walde geholt und ein neues Bethaus errichtet — gewiß kein Prachtbau, aber ein achtungswertes Zeugnis für das selbstbewußte und thatkräftige Leben der Gemeindeglieder.

Zur Hebung der wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes haben diese deutschen Kolonien wenig beitragen können, dazu war ihre Bevölkerungszahl zu schwach, die Ansiedelungen überdies zumeist ganz abgelegen von den wichtigeren Verkehrsstraßen des Landes. Gleichwohl, der Entwickelungsgang, den sie durchgemacht haben, ist keineswegs so ungünstig, wie man heute vielfach geneigt ist anzunehmen. Schon wenige Jahre nach der ersten Einwanderung in Galizien sind einige Züge dieser deutschen Protestanten hinübergewandert in die von den Moldauischen Hospodaren an Oesterreich abgetretene Bukowina. Dort von griechisch-katholischen Rumänen umgeben, sind diese Kolonisten in konfessioneller wie nationaler Hinsicht wenig behelligt worden. Als Landwirte lieben sie ein arbeitsreiches und anstrengendes Leben zu führen, haben mancherlei Nöte bestehen müssen, heute aber bilden sie eine Reihe hoffnungsreicher Landgemeinden, denen das im besten Aufblühen begriffene Czernowitz mit seiner deutschen Kolonie als Stützpunkt dient. Und diese Kolonien, die in Czernowitz ihr eigenes Seniorat haben, stehen auf dem äußersten vorgeschobenen Posten der österreichischen Monarchie. Dort in dem Völkergemisch von Rumänen, Ruthenen, Polen hat das Bürgerministerium eine Universität mit deutscher Unterrichtssprache gestiftet; und mancher tüchtige Gelehrte Deutsch-Oesterreichs hat dort seine Hochschulthätigkeit begonnen.

Weniger günstig als auf dem eng umschlossenen Gebiet der Bukowina scheinen die Verhältnisse in Galizien zu liegen, und doch ist auch hier die Entwickelung eine ähnliche. Der Zug nach der Stadt, der heute so Viele dem ländlichen Beruf entfremdet, ist es, der neben den alten kräftigen deutschen evangelischen Stadtgemeinden von Biala, Krakau und Lemberg neue entstehen läßt, die — früher Filialen von Landgemeinden — in dem letzten Jahrzehnt sich rasch selbständig machten, wie Stryj von Brigidau, Stanislau von Ugartsthal, auch das oft genannte Kolomea beginnt jetzt sich zu kräftigen.

Anders steht es bei den Landgemeinden Galiziens, ihnen entstammen die Notstandsberichte, die jetzt so oft zu uns gelangen. Aus den Daten, die D. Hartung im Bericht für die Königsberger Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins zusammengestellt hat, seien einige herausgehoben. Deutsch-Golkowice bei Alt-Sandez hat zu berichten, daß 4 Gulden den höchsten, 21 Kreuzer den niedrigsten Gemeindebeitrag bilden; Landeskron, Filiale von Ugartsthal, hat in fünfzehn Jahren fünf große Feuersbrünste erlebt, dazu Mißernten, sodaß es aus der Bezirkskasse unterstützt werden mußte und der Schulfonds angeborgt worden ist. In Rudolfshof, Filiale von Lemberg, betragen die Gemeindebeiträge 1 Gulden bis 80 Kreuzer; aus einer andern Gemeinde wird gemeldet, daß die dort seßhaften acht Grundwirte Alles geleistet haben, was also schon zur Ausnahme gehören muß. Der Rückgang im Ertrag der Landwirtschaft macht sich jetzt auch in den weltabgeschiedenen Ansiedelungen Galiziens fühlbar; treten dann noch Ueberschwemmungen, Mißwachs oder in der Ebene auch Heuschreckenschwärme auf, so wird der Notstand doppelt schwer. Dazu kommt der dort landesübliche hohe Zinsfuß; zur Vornahme einer Reparatur an einer Kirche werden bei einer kleinen Sparkasse 400 Gulden zu 8 Prozent aufgenommen, bei Wechselschulden sind aber auch 10 und 12 Prozent dort nichts Ungewöhnliches.

Der große Kinderreichtum in den Ehen der Kolonistendörfer — nur 4 Prozent der Geburten sind unehelich — hat von jeher dazu geführt, daß zahlreiche Angehörige der jungen Generation den Heimatsort verlassen haben. In der Nähe von Lemberg sind einige Dörfer, die stets die männliche Bedienung für die Konditoreien und Restaurants der Städte geschickt haben; auch unter den zum Soldatendienst Eingezogenen gehen Viele der Heimat verloren, weil sie wegen ihrer Kenntnis der deutschen und der polnischen Sprache auswärts leicht besseren Verdienst finden. Aber auch die dem Landbau treu bleiben, neigen dazu sich auszubreiten; noch um das Jahr 1885 sind mehrere neue Dörfer entstanden. Der Trieb, als Pioniere deutscher Kultur aufzutreten, ist diesen Kolonisten allmählich eigen geworden; in Bosnien, wo die österreichische Regierung durch mancherlei Vergünstigungen fleißige Ackerbauer herbeizuziehen sucht, hat eine nicht unbeträchtliche Zahl der Deutschen aus Galizien eine neue Heimat gefunden.

Epidemisch zu werden begonnen hat die Auswanderung erst in den letzten Jahren. Galizien entsendet von den aus Oesterreich Auswandernden die volle Hälfte, und dadurch sind auch die deutschen Kolonien mit hereingezogen worden. Die zur Pfarrei Lemberg gehörige Filiale Rudolfshof, eine der jüngsten Gemeinden Galiziens, hat sich völlig aufgelöst. Die hier Angesessenen haben ihren Grundbesitz verkauft und sind nach Posen übergesiedelt. Im Reichauer Pfarrsprengel hat Deutschbach von sechzehn Grundwirten nur drei behalten; außer ihnen sind zurückgeblieben nur leistungsunfähige evangelische Handwerker- und Taglöhnerfamilien. In Rehberg sind von einundzwanzig Grundwirtschaften nur noch drei in evangelischen Händen, und auch deren Besitzer warten nur auf günstige Gelegenheit, um auch die ihrigen zu verkaufen. Die Muttergemeinde Reichau hat von sechzehn Grundwirtschaften bereits sieben, Deutsch-Smolin von neun bereits vier verloren. Reichau benachbart ist der Hartfelder Pfarrsprengel; dort haben in sieben Gemeinden dreiundzwanzig Grundwirte ihren Besitz verkauft, um nach Posen auszuwandern, und bei dem Verkauf sind nur neun an evangelische Besitzer übergegangen. Auch wo die Anzahl der

*) Bericht, erstattet an die VII. Superintendential-Versammlung der Lemberger evangelischen Superintendenz A. und H. B. am 16. und 17. Oktober 1900 in Lemberg von Hermann Fritsche. Im Selbstverlag des Superintendenzial-Ausschusses, Biala 48 S. — Während man bei derartigen Berichten sonst gewiß ist, viel salbungsvollen Wortschwall und wenig Inhalt zu finden, erhalten wir hier eine durchaus nüchterne, klare, von jeglicher Uebertreibung freie Darstellung der Verhältnisse und man kann nur wünschen, daß Fritsches Bericht recht viele Leser finden möge. Solche Arbeiten über Einzelgebiete der Diaspora müßten nur mehr geboten werden.

auswandernden Grundeigentümer eine geringere gewesen ist, wandern die jungen Burschen und Mädchen aus.

Uebervölkerung ist es nicht, die in Galizien zur Auswanderung treibt, denn unter den österreichischen Kronländern ist dies eins der am schwächsten bevölkerten, vielmehr die Erwartung, im Ausland „weniger unter dem Brotmangel zu leiden.“ Ziel der Auswanderer ist teils Kanada, wo die dort üblichen hohen Arbeitslöhne anlocken, teils Posen. Die Kreise, die der schweren Aufgabe obliegen, das deutsche Volkselement unsrer Ostmark zu stärken, haben in den Kolonisten, die seit hundertzwanzig Jahren in Galizien deutsche Kultur und deutschen Glauben bewahrt haben, besonders brauchbare Ansiedler für die Ostmark zu finden geglaubt. Dem Versuche, auch aus dem Lande der Siebenbürger Sachsen Bauern und Arbeiter zur Ansiedelung nach der deutschen Ostmark zu verpflanzen, hat das Siebenbürger Deutsche Tageblatt rechtzeitig Einhalt gethan. Bei Galizien liegen die Verhältnisse etwas anders. Dort sind in der deutschen Bevölkerung Teile, die doch ihr Unterkommen draußen suchen, und solche heranzuziehen, wäre nicht ungerechtfertigt; vor allem gilt dies für die armen Waisenkinder, die im Waisenhaus von Neu-Zedlitz ein Unterkommen erhalten. Kolonisten und Arbeiter aber, die aus Galizien nach Posen kommen, finden dort von ihrer Heimat wesentlich verschiedene Verhältnisse vor; sie geraten in den Nationalitätenkampf, der zwischen Deutschen und Polen sich abspielt, während in Galizien der Nationalitätenkampf zwischen Polen und Ruthenen gekämpft und der Deutsche wenig behelligt wird. Der Alldeutsche Verband hat sich die schöne Aufgabe gestellt, für Pflege des Deutschtums einzutreten, wo immer es seßhaft ist. Gerade darum aber muß dringend abgeraten werden, die Auswanderung aus Galizien nach Posen systematisch betreiben zu wollen. Durch die Verpflanzung von deutschen Grundwirten aus Galizien nach Posen werden den deutschen Dörfern, in denen sie bisher gesessen haben, die besten und leistungsfähigsten Bewohner entzogen; die ärmeren gleichfalls mit hinüberzuziehen, ist man in unsrer Ostmark wenig geneigt und überläßt sie vielmehr ihrem Schicksal. Ein solches Verfahren schließt aber den Ruin ganzer Bauerngemeinden in sich, die bisher ein mühe- und arbeitsreiches, aber doch jedenfalls ein ehrliches Auskommen gefunden haben. Einzutreten für die Erhaltung der deutschen Gemeinden in Galizien ist auch Sache des Alldeutschen Verbandes.

Wohl konnte man zu dem Gedanken kommen, die deutschen Ansiedelungen in Galizien seien ein verlorener Posten, der aufgegeben werden müsse; lange genug ist immer nur von Verfall und Rückgang der Gemeinden die Rede gewesen. Trotz allem Abgang durch Auswanderung weist die Gesamtzahl der deutschen Protestanten Galiziens noch immer eine Steigerung auf, Ende Dezember 1899 betrug sie 60 465, davon 42 651 in Galizien, 17 969 in der Bukowina. Wenn die Aufnahme richtig gewesen ist, die im Jahre 1878 stattgefunden hat, hatte ihre Seelenzahl damals nur 44 586 betragen, wir erhalten also in 22 Jahren eine Zunahme von 35 Prozent.

Auf die Nöte, die in den einzelnen Gemeinden vorliegen, soll hier nicht eingegangen werden. So manches dem Zusammenbruch nahe Bethaus, so manches morsch gewordene Pfarrhaus bedarf des Neubaues; kärgliche Gehälter der Geistlichen, ganz ungenügende Versorgung der Witwen und Waisen, sie alle stellen ihre Ansprüche an die Gustav-Adolf-Vereine. Die Berichte aus Galizien müssen einst tiefen Eindruck gemacht haben, denn nachdem 1868 auf der Hauptversammlung in Halberstadt bei der Konkurrenz um die große Liebesgabe Gelsendorf unterlegen war, haben 1873 in Kassel und 1875 in Potsdam, also innerhalb dreier Jahre zweimal, galizische Gemeinden die Liebesgabe erhalten, erst Kolomea, dann Hohenbach. In den Jahren 1888 zu Halle und 1890 zu Mannheim waren dann noch Stadlo und Ranischau im Vorschlag. Auch für die Zukunft sollten diese Gemeinden in ihrer Weltabgeschiedenheit nicht vergessen werden.

Der wichtigste Punkt aber, an dem unsre Liebesarbeit einzusetzen hat, ist die deutsche Schule. Die deutschen Lehrer sind es, die diese Kolonisten vor dem Untergang im Polentum bewahrt haben. Auf die 27 Pfarreien Galiziens entfallen 105 Schulen, also fast die Hälfte aller evangelischen Schulen, die heute noch in Oesterreich erhalten geblieben sind. In der Geschichte der evangelischen Kirche Oesterreichs während der letzten dreißig Jahre bildet das traurigste Kapitel die evangelische Gemeindeschule. Das Bürgerministerium hatte 1868 in seinem neuen Schulgesetz die interkonfessionelle Volksschule eingeführt. Selten ist ein Gesetz so sehr in das Gegenteil dessen verkehrt worden, was der Gesetzgeber einst beabsichtigt hatte: der Klerikalismus war bei der Einführung der interkonfessionellen Schule der heftigste Gegner, und er hat es verstanden, die neue Ordnung sich dienstbar zu machen und in ihr ein Kampfmittel sich zu bilden, das Schulwesen der konfessionellen Minderheiten lahm zu legen. Dem Namen nach sind die öffentlichen Volksschulen interkonfessionell, thatsächlich stehen sie völlig unter dem Einfluß des römischen Klerus; da sie nun aber unterhalten werden von der Gesamtheit der Bevölkerung, hat jede konfessionelle Minderheit, die ihre konfessionelle Schule zu erhalten sucht, um ihre Jugend vor den katholischen Einflüssen der öffentlichen Schule zu bewahren, doppelte Schullasten auf sich zu nehmen. So ist es gekommen, daß, während 1868 in Oesterreich 368 evangelische Schulen bestanden, es heute nur noch wenig über 200 giebt. Drückend mag ja die doppelte Schullast für viele Gemeinden geworden sein, aber „unerschwinglich“ war sie nicht, sonst hätten gerade die ärmsten Gemeinden zuerst ihre Schule aufgeben müssen, aber es waren vielfach recht wohlhabende. Zu spät haben sie den schweren Irrtum erkannt, in dem sie sich damals befunden haben, und heute sehnen sich so Viele wieder nach ihrer alten, leichtherzig aufgegebenen evangelischen Schule. Noch immer lesen wir ab und zu, daß da und dort eine evangelische Gemeinde ihre Schule „aufgelassen“ habe. Das einzige Kronland aber, in dem noch Jahr für Jahr neue evangelische Schulen entstehen, ist Galizien. Es kann zugegeben werden, nicht alle Schulen, die dort entstehen, entsprechen den Anforderungen des Schulgesetzes, an mancher wird ein sogenannter Aushilfslehrer angestellt, vielleicht von etwas fragwürdiger Befähigung zu seinem Amt. Aber daß diese Gemeinden, wenn auch mit unzureichenden Mitteln, es durchsetzen, sich neue Schulen zu schaffen, beweist schon für das kräftige Leben, das noch in ihnen wohnt. Im Josefower Pfarrsprengel haben im Anfang der neunziger Jahre drei Gemeinden sich bereden lassen, ihre Gemeindeschulen in öffentliche Schulen zu verwandeln: an der einen Schule ist der tüchtige deutsche evangelische Bewerber abgewiesen und ein polnisch-katholischer Lehrer bestellt worden, an der andern, die am Sitze des evangelischen Pfarrers sich befindet, hat der Lehrer, ein deutsch-evangelischer Kolonistensohn, trotz deutscher Unterrichtssprache polnische Zeugnisformulare eingeführt, die mit polnischen Eintragungen ausgefüllt werden und auf denen schon die deutschen Väter ihre Vornamen polnisch schreiben. Die hier gemachten Erfahrungen haben sich die deutschen Kolonisten durch ganz Galizien zur Warnung dienen lassen, sie wissen, daß bei einer Umwandlung ihrer Gemeindeschulen in öffentliche sie in kürzester Zeit im Polentum aufgehen müssen.

Durchgängig kranken diese deutschen Schulen an ihrem ganz unzulänglichen Lehrergehalt. Es giebt noch immer Gemeinden, die nur 40 oder 50 Gulden baar aufbringen und im Uebrigen den Lehrer auf den Ertrag des Schullandes und Naturallieferungen anweisen müssen. Wenigen ist es aber bekannt, daß die Zeit noch nicht ferne ist, da auch in unserm Vaterland derartige Gehälter vorgekommen sind. So gab es noch im Jahre 1868 in der Nähe von Göttingen eine Schulstelle, deren Lehrer 24 Thaler in Baar bezog, im Uebrigen hatte er den Ertrag des Schulgartens, einige Scheffel Roggen u. s. w., jedes Schulkind hatte zu gewissen Tagen sein Scheit Holz mitzubringen, und dazu war die Lehrerwohnung geräumig genug, um auch für einen Hausstand Platz zu bieten. Mit dieser Stelle verknüpft war auch noch die Verpflichtung, jeden zweiten Sonntag Lesegottesdienst zu halten. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts und zu Beginn des neunzehnten gab es solcher Stellen gewiß nicht wenige, und die galizischen Kolonisten sind nur dem alten Herkommen treu geblieben.

Der jüngste Bericht aus Galizien (mit der Bukowina)

zählt dort 105 deutsch-evangelische Schulen mit 6929 Schulkindern; den Unterricht erteilen 124 Lehrer, davon 84 gesetzlich befähigte und 38 ohne jedes Zeugnis der Qualifikation — haben doch 21 unter ihnen nur die einklassige Dorfschule besucht. Entfällt diese letztgenannte Klasse vorzugsweise auf die ganz unzulänglich besoldeten Schulstellen, so sind doch auch die ersten durchgängig viel zu niedrig bedacht, daher so manche der tüchtigen Lehrkräfte später dem Lehrerberuf den Rücken kehrt. Galizien hat heute nach amtlicher Statistik noch 669 000 Kinder, d. h. 47 Prozent, die ohne Unterricht aufwachsen, ja unter den Städten läßt Lemberg 18, Krakau 30 Prozent der Kinder ohne Unterricht. Unter solchen Verhältnissen haben die Schulen der deutschen protestantischen Kolonisten, wie Vieles auch davon der Besserung fähig sein mag, einen nicht zu unterschätzenden Wert.

Gesuche um Beihilfen zur Sammlung eines Fonds für Errichtung evangelischer Schulen entsenden heute so manche österreichische Gemeinden, auch solche, die einst ihre Schule besessen haben. An erster Stelle haben aber doch das Anrecht auf unsre Unterstützung die Gemeinden, die trotz aller Nöte an ihrer Schule festgehalten haben, und hier stehen die galizischen Kolonisten voran, die ihrem deutschen Volkstum treu geblieben sind. Die deutschen Schulen in Galizien müssen gehalten werden, und wir zweifeln nicht, daß der Allgemeine Deutsche Schulverein wie der Gustav-Adolf-Verein hier einmütig zusammenwirken werden.*)

Wohl ist seit Jahren schon Viel geschehen durch Unterstützung einzelner Gemeinden, oder auch einzelner Lehrer. Aber dringender wird es für die einzelnen Gemeinden, Schuldotationsfonds zu schaffen und vor allem einen Fonds, der zur Aufbesserung der Lehrergehälter dienen kann. Es hat doch etwas Unwürdiges an sich, wenn der Lehrer auf die Mildthätigkeit seiner deutschen Landsleute angewiesen ist.

In Oesterreich giebt es heute viele Aufgaben, an denen wir mitzuhelfen haben, und nur zu leicht wird über dem Neuen das Alte vergessen. Hier gilt es denen zu helfen, die unter den schwierigsten Verhältnissen ihr deutsches Wesen und ihren deutschen Glauben bewahrt haben. Rudolf Weil

## Dwight L. Moody

Kurz vor Weihnachten 1899 starb im Alter von zweiundsechzig Jahren in Northfield im Staate Massachusetts Dwight L. Moody, der amerikanische Evangelist. Weit über die Grenzen Amerikas hinaus hat er sich den Namen eines bedeutenden und erfolgreichen Arbeiters für Christus erworben, und das Bild seines Lebens und seiner geistigen Eigenart wird allgemeines Interesse auch im deutschen Vaterland finden.

Aeußerlich betrachtet war Moodys Lebenslauf ein sehr einfacher. In seiner Geburtsstadt Northfield genoß er als Knabe die Bildung der amerikanischen Volksschule, so wie sie in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts dort zu erhalten war. In den vier Jahren, die er die Schule besuchte, galt er durchaus nicht als Musterschüler und lernte von dem Wenigen, was ihm geboten wurde, noch weniger. Da er unter acht Geschwistern aufwuchs, mußte er seiner Mutter, die seit seinem vierten Jahre Wittwe war, früh helfen und ging darum als Knecht auf eine Farm, bis er siebzehn Jahre alt dem Zuge der Zeit folgend sein Glück in der Stadt suchte. Zuerst wandte er sich nach Boston, wo er im Schuhladen seines Onkels eine Ladenjungenstelle erhielt. Dieser Onkel bewog ihn, sich einer Kongregationalistengemeinde anzuschließen. Da aber Moody auf die ihm vorgelegten Fragen nach seinem Glaubensstand und seiner Bibelkenntnis durchaus ungenügende Antworten gab, wurde er nicht als volles Glied angenommen, sondern nur probeweise auf ein Jahr eingereiht. Bald jedoch erwies er sich als selten eifrig und interessiert an allen kirchlichen Unternehmungen. Besonders beteiligte er sich mit Gebeten und Bekenntnissen in den Erweckungsversammlungen und Gebetsstunden. Seine Sprache, seine Anschauungen und Gedanken trugen aber so sehr den Geruch des kräftigen, urwüchsigen Landkindes, daß ihm bedeutet wurde, er würde dem Herrn besser dienen, wenn er in den Versammlungen schwiege. Von Leuten, die zu solchen Ermahnungen berechtigt waren, nahm er diesen Wink gerne an; als aber einst ein wenig älterer Kamerad ihm sagte: Moody, du solltest nicht öffentlich reden, denn deine Sätze verstoßen zu sehr gegen alle Regeln der Grammatik, gab ihm der Angeredete zur Antwort: Ich weiß, daß ich Fehler mache und daß mir noch Viel fehlt, was du hast, aber ich versuche mein Bestes zu thun und zu geben, was ich empfangen habe. Du hast eine gute grammatische Ausbildung, was thust du mit deiner Grammatik für Christus? — Diese Antwort charakterisiert Moody so sehr und ist so sprechend für seine Art, daß ich glaube, er hätte in ähnlicher Lage noch kurz vor seinem Tode genau so geantwortet. Sein Streben war schon damals, für Christus zu arbeiten und Andere zur Mitarbeit zu gewinnen.

Doch in Boston gefiel es dem jungen Manne nicht; er ergriff den Wanderstab und ging zu Fuß nach New-York, fand aber keine Arbeit. Gerade damals begann das unvergleichliche Wachstum Chicagos; darum beschloß Moody sich dort anzusiedeln, und bald finden wir ihn im Schuhhandel und in der Missionsarbeit der Plymouth-Kongregationalistenkirche in Chicago thätig. Sein erstes erspartes Geld benutzte er, um vier auf der Straße aufgesammelten Leuten einen Kirchenstuhl zu mieten. Wie wenig Vertrauen man aber seinen Fähigkeiten auch hier schenkte, illustriert die Thatsache, daß man ihm keine fertige Sonntagsschulgruppe zur Leitung zu übergeben wagte, sondern ihm nur unter der Bedingung eine Lehrerstellung anvertrauen wollte, daß er sich selbst die nötigen Schüler zu einer Sonntagsschulklasse sammle. Am Sonntag darauf erschien er mit achtzehn verwilderten und verwahrlosten Knaben, die fortan seine Klasse bildeten. Diese Gruppe begann nun derartig zu wachsen, daß Moody auf eigene Hand kurz darauf eine leerstehende Schankwirtschaft in einem wenig angesehenen Stadtteil mietete und dort seine eigene Sonntagsschule gründete. Innerhalb eines halben Jahres betrug die Schülerzahl dieser Schule 350, nach einem Jahre 650 Kinder.

Im Alter von dreiundzwanzig Jahren beschloß Moody nach langem betenden Schwanken sein Geschäft aufzugeben, um seine ganze Zeit dem Werke der Inneren Mission zu widmen. Irgend welche Organisation dieser Liebesarbeit bestand damals nicht; er selbst besaß nur wenige Thaler und hat sich ungemein kümmerlich in der ersten Zeit durchgeschlagen. Drei Monate lang hat er Nachts in Ermangelung eines Bettes auf den Bänken des Vereinshauses des christlichen Jung-Männer-Vereins herumgelegen. Dann gelang es ihm, einen wohlhabenden Kaufmann, Mr. John V. Farwell, derartig für seine Arbeit zu interessieren, daß dieser Herr ihm eine eigene Kirche baute und ihn selbst finanziell sicher stellte. Jahre lang war Moody nun der nichtordinierte Geistliche seiner schnell wachsenden Gemeinde. Zweimal sah er sein Gotteshaus einen Raub der Flammen werden: nach dem zweiten Feuer wurde nicht wieder die alte Kirche gebaut, sondern das große, sogenannte Moody tabernacle.

Die erste wirkliche Anerkennung erfuhr Moody, als er 1865 zum Präsidenten des Chicagoer christlichen Jung-Männer-Vereins ernannt wurde. Im Auftrage dieses Vereins machte er dann 1867 und 1873 Reisen nach England und Schottland. Bei der zweiten Reise wurde er infolge seiner durchaus originellen, humorvollen und ernsten Erweckungsversammlungen ein gefeierter Redner und kam als berühmter Mann nach Amerika zurück. Sein größter Erfolg während dieser Jahre war die Gewinnung seines Freundes, des Evangelistensängers Ira D. Sankey, eines Mannes mit ähnlich hoher Evangelisationsbegeisterung und mit einer prachtvollen Stimme, die er nun in allen Moodyversammlungen zum Preise Gottes erklingen ließ. Mit seiner Rückkehr aus England begann Moodys doppelte und bis zu seinem Tode sich stetig gleichbleibende Arbeit, einmal als Evangelist, der alle größeren Städte Amerikas und Canadas bereiste, zum andern als Gründer und Leiter einer großen Reihe

*) Die Redaktion der Christlichen Welt wird gern bereit sein, Gaben für die deutschen evangelischen Schulen Galiziens entgegen zu nehmen.

christlicher Seminare verschiedenster Art. 1879 gründete er das Northfield Seminar, eine christliche Mädchenschule, die mit acht Schülerinnen begann und heute in zwölf Gebäuden 350 Mädchen Herberge und christliche Erziehung giebt. 1881 folgte mit gleicher Entwicklung eine nach denselben Prinzipien geleitete Knabenschule. Dann kam 1889 das Chicagoer Bibel-Institut zur Heranbildung und Erziehung guter Sonntagsschullehrer und christlicher Laienarbeiter. Außerdem könnten wir noch eine lange Reihe von Anstalten und Gebäuden nennen, die zerstreut über die Vereinigten Staaten lediglich Moodys Bemühungen verdankt werden. Seine letzte und vielleicht bedeutendste Schöpfung war das Zusammenrufen jährlicher großer Konferenzen in Northfield, in denen zur Aufmunterung, Belehrung, Vertiefung, Belebung christlicher Pastoren und Arbeiter (ähnlich den Ferienkursen für Innere Mission in Deutschland) die bedeutendsten Prediger und Schriftsteller Amerikas und Englands Vorträge und Predigten halten oder auch zusammenhängende Stoffe behandeln.

Nur ein Mann wie Moody, mit außergewöhnlichem Organisationstalent und einer seltenen Gabe, seine Zeit einzuteilen, war imstande, so großen und stets steigenden Anforderungen Genüge zu leisten. Seine bis zum Tode unverminderte Energie verdankte Moody einer starken und blühenden Gesundheit; erst in seinen letzten Jahren stellte sich infolge von Ueberarbeitung ein Herzleiden ein, das dann auch seinen Tod herbeiführte. Mehr als eine Million Dollar hat Moody von seinen Verlegern für seine Schriften erhalten, und auch sonst sind ihm überreiche Legate zugeflossen, allein er lebte und starb als ein relativ armer Mann, denn sein Vermögen hat er ganz und gar in seine Gründungen gelegt.

Was hat nun Moodys Evangelisationsthätigkeit zu einer so gewaltigen gemacht, daß man ihn ohne Zweifel die bedeutendste religiöse Persönlichkeit Amerikas in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts nennen kann? Die Antwort auf diese Frage scheint uns in dem vorher skizzierten Lebenslauf des Mannes zu liegen. Das war sein Vorzug, daß er kein studierter Theologe war und keine gründliche Schulbildung genossen hatte. Er selbst hat darum nie den Anspruch erhoben, Theologe zu sein, und man hat an ihn nie die Anforderungen gestellt, die man an Theologen zu stellen pflegt. Man hat in ihm nicht den studierten Pfarrer, sondern einfach Mister Moody gesehen, den religiösen Kraftmenschen, den Mann voll Leben und Feuer, voll Witz und Humor, voll von Bildern und Gleichnissen, den Mann, der die Sprache seines Volkes beherrschte wie kein anderer Zeitgenosse, den Mann der Menschen- und Schriftkenntnis. Seine Schilderungen menschlicher Schwächen und Fehler waren unübertroffen, seine Schriftkenntnis staunenerregend. Wohl zeigen seine Reden hie und da Partieen, die einer theologischen Predigt ähnlich sehen, und seine Theologie ist dann die orthodoxe Theologie der Neu-England-Staaten, aber nie sind solche Stellen Selbstzweck, sie sind stets nur Mittel zu dem Ziel, seine Mitmenschen mit dem Geiste des Glaubens, der Hoffnung und Liebe zu beseelen. Sein eifriges Schriftstudium hat ihm niemals Zeit zu irgend welchen kritischen oder philosophischen Studien gelassen, und so oft er darum auch in seinen Reden Veranlassung gab zum Angriff, ist er doch selten angegriffen worden, denn man wußte und merkte es ihm an: was er an theologischen Gedanken sagte, das sagte er nicht als Lehrer, sondern als Christ, der seiner Herzensüberzeugung Ausdruck giebt. Er nahm seine Bibel, wie er sie fand, und legte sie aus als einer, dem jedes Wort darin eine Botschaft von Gott enthält. Gleichwohl wurde er nie trivial, dazu hatte er zu viel Geist und natürliche Intelligenz. Sein Lieblingsthema war die Liebe Gottes, und das bewahrte ihn vor dem Fehler vieler Evangelisten, die Menschen durch Furcht vor dem Gericht und Zorn Gottes zur Annahme des Himmelreichs zu überreden, so kräftig er an die Gewissen appellieren konnte. Henry Drummond hat Moody einst wegen seiner Rechtfertigungslehre, Adam Smith ihn wegen seiner Inspirationslehre angegriffen, das hinderte ihn nicht, Beide einzuladen, mit ihm gemeinsam in seiner Schule in Northfield zu arbeiten. Solche Schritte that er aber nicht aus Gleichgiltigkeit gegenüber Lehren, die er für Irrtum hielt, sondernaus dem tiefreligiösen Glauben heraus, daß Religion höher stehe als Theologie.

Selten hat eine so religiöse Persönlichkeit wie Moody so wenig Einfluß auf die Theologie seiner Zeit gehabt. Desto größer ist sein Einfluß auf die ungezählten Massen des Volks gewesen, und es ist eine erfreuliche Thatsache, daß das Jahrhundert der theologischen Parteien in ihm einen Mann hatte, der in keine theologische Schule hineinpaßte, weil er kein Theologe war, sondern nur religiöser Volksmann und Eiferer für christliches Leben und Dienen.

Was aber den Erfolg seiner Evangelisations-Versammlungen anbelangt, so ist das Urteil darüber fast einstimmig, daß sein Einfluß sich besonders in den letzten Jahren lediglich auf solche Leute erstreckt hat, die auch sonst schon Glieder christlicher Gemeinden waren. Sein Streben war nicht mehr in dem Maße wie früher, unkirchliche Leute für Christus zu gewinnen, sondern die christlichen Kreise zu ernsterem, thätigen Christentum anzufeuern. Eine ziffernmäßige Feststellung der durch seine Arbeit erlangten Bekehrungen ist von amerikanischen Blättern unternommen worden: 250000 Menschen, schätzen sie, seien von ihm direkt beeinflußt.

Moody war der letzte aus einer großen Zahl englisch redender Evangelisten von Bedeutung, er gehörte in die Reihe der Leute wie Whitefield, Finnry und Nettelton. Seine Methode entzieht sich der Nachahmung, denn was ihr allein Leben und Kraft gab, war seine scharf ausgeprägte Individualität. Aber der tief religiöse Ernst, mit dem er Alles, was er vornahm, begleitete, ist wohl der Beherzigung wert. Man wird ihn in den christlichen Kirchen Amerikas so bald nicht vergessen.

Hans Haupt

---

## Verschiedenes

**Ostern in Paris.** Am Karfreitag gegen Abend führte mich mein Weg an der Madeleinekirche, einem wundervollen Bau, der äußerlich einem römischen Tempel ähnelt, vorbei. Die Menschenmenge, die über die breite zum Hauptportal führende Treppe strömte, die zahlreichen Equipagen rund herum, die Blumenstände und aufdringlichen Blumenverkäufer, dies alles erregte meine Neugierde, und ich folgte dem Menschenstrom in das Innere der Kirche. Ein geheimnisvolles Halbdunkel herrschte darin, nur der Altar auf der linken Seite nahe am Eingang erstrahlte in einem hellen Lichtermeer von Hunderten von weißen Kerzen. Den Hintergrund des Altars bildete ein großes Transparent, welches den gekreuzigten Christus darstellte. Der ganze Altar war überreich mit Blumen geschmückt, unter denen ein wohl 2 Meter langes Kreuz aus kostbaren Blumen am stärksten in die Augen fiel. Vor dem Altar saßen an kleinen Tischchen zwei Chorknaben; auf jedem Tisch lag ein silbernes Kruzifix, daneben stand eine große Geldkasse. Beamte, wie unsre Lohndiener gekleidet, gingen vor dem Altar auf und ab und sorgten für die geordnete Zirkulation der Menge, die in ununterbrochener Folge am Altar vorbeizog, niederkriete und eines der auf den Tischen liegenden Kruzifixe küßte und gleichzeitig ein Geldstück in die Kasse daneben warf. — Lange betrachtete ich dies merkwürdige Schauspiel, das mir wirklich wie ein Theater in der Kirche vorkam.

Nicht minder seltsam berührt wurde ich am folgenden Tage, am Ostersamstag. Im Theater des Odéon wohnte ich einer ‚conférence littéraire et dramatique‘, die dort jeden Samstag von 5 bis 6½ Uhr stattfinden, bei. Diese conférence war die letzte dieses Winters und wurde von M. Léo Claretie geleitet.

Der Vorhang ging auf; die Bühne stellte einen Rokoko-Salon dar, links ein Tisch, davor ein Sessel, rechts einige spanische Wände, die ein dahinter stehendes Klavier verdecken sollten. Ein Lakai öffnete die Flügeltüre des Salons, um M. Claretie eintreten zu lassen, der lebhaft begrüßt am Tische Platz nahm und in graziöser gefälliger Form seine leichte Causerie begann. Er plauderte von diesem und jenem, vom Frühlingsanfang, von Aprilsscherzen, von Ostereiern und Aehnlichem und kam dann auch auf Jesus Christus zu reden und auf seine Leidenszeit. Nun hielt er plötzlich inne, der Lakai öffnete die Türe und es trat ein Schauspieler ein, der 3 Gedichte von Victor Hugo —, L'entreé de Jésus à Jérusalem — Marie et Madeleine — Après la Pâque deklamierte, wobei Klavier, Violine und Harfe ihn begleiteten. Sein Vortrag war vorzüglich und höchst dramatisch und wurde durch stürmischen Beifall belohnt.

Sah ich am Tage zuvor Theater in der Kirche, so war es dieses Mal umgekehrt Kirche im Theater.

M Lorey

**Ein Stück eigen Land.** Gustav Benz gehört meines Erachtens zu den bedeutendsten religiösen Schriftstellern der Gegenwart. „Betrachtungen über das Eine, was not thut“, die er im vorigen Jahre unter dem Haupttitel „Wohin sollen wir gehen?“ herausgegeben hat, sind jetzt bereits in vierter Auflage erschienen und überall mit freudigem Dank aufgenommen worden. Jetzt bietet uns Benz eine

neue Folge solcher Betrachtungen unter dem Titel „Ein Stück eigen Land.“ Basel, Reinhardt 1901. 241 S. Gebunden 2,40 Mk. — Der gewählte Titel entspricht der ersten Betrachtung, deren Grundgedanke ist, daß ein rechter Christ nicht beim Glauben Andrer zur Miete wohnen dürfe, sondern sich ein Stückchen eigen Land erwerben müsse. Der Inhalt des Büchleins ist sehr mannigfaltig. Neben „Adventsgedanken“ und „Passionsgedanken“ finden wir z. B. Betrachtungen über „mangelhafte Ernährung“, „Aus dem Kursus für Anfänger“, „Woher? Wohin?“, „Die Geldfrage“ u. s. w., im Ganzen gegen fünfzig verschiedene Stücke. Trotz dieser Mannigfaltigkeit ist das Buch durchaus einheitlich in Geist und Inhalt. Es ist gemeinverständlich geschrieben und regt überall an zum Nachdenken und — was mehr ist — zu unwillkürlicher Selbstprüfung. Es beschämt unser laues Christentum und macht Lust zu freudigem Handeln. Es ist frisch und erquickend wie Quellwasser, gesund und kräftig wie hausbacken Brot. Es zeichnet sich aus durch Nüchternheit und Offenheit und vermeidet jede Phrase, Uebertreibung und Effekthascherei. Mit Meisterhand greift Benz überall hinein in das wirkliche Leben und entrollt ein fesselndes Bild nach dem andern. Glückliche Gleichnisse, treffende Beispiele, charakteristische Worte, wirksame kleine Geschichten fallen dem Verfasser fortwährend ungesucht wie reife Früchte zu. Mit reicher Weltkenntnis und Lebenserfahrung verbindet er „religiöse Einfalt“ und barmherzige Liebe, männlichen Ernst und sittliche Kraft. Ueberall weiß er das Wort und die Person des Herrn anschaulich in den Mittelpunkt zu stellen. Studenten und Kandidaten können an diesem Buch die fruchtbarsten Studien machen, wie man wahrhaft volkstümlich zu allen Schichten des Volkes zugleich redet. Auch die Pfarrer werden manche innere Förderung und Stärkung für ihr Amt daraus empfangen. Aber vor allem ist doch das Buch für Laien oder vielmehr für Jedermann. Gerne sähe ich es in den Händen vieler Konfirmanden; es wäre ein dauernder Schatz, der, recht gebraucht, von Jahr zu Jahr im Werte steigt. Denn auch für Erwachsene und für reife Christen hat es nicht geringeren Wert. Es eignet sich vorzüglich zum Vorlesen im Familienkreise und kann jedem Einzelnen reichen Segen bringen. Darum: kaufen, lesen, erzählen, verbreiten, verschenken und — befolgen! Die Ausstattung ist trefflich, der Preis sehr billig.

Wilhelm Bornemann

**Die Vermehrung des Lebens.** Ein Wort an die Eltern für die Kinder. Von Dr. J. L. A. Koch, ehemaligem Direktor der K. W. Staatsirrenheilanstalt Zwiefalten. Stuttgart, Gundert. 1 Mk.

Der Verfasser behandelt eine Frage, vor die sich alle Eltern und Erzieher gestellt sehen: die Frage, ob man die Kinder über die Entstehung des Lebens aufzuklären, zu welcher Zeit und in welcher Weise dies zu geschehen habe. Manche Mutter ist völlig ratlos, was sie ihrem Kinde antworten solle, wenn seine Wißbegierde sich nicht mehr mit dem Storch befriedigen läßt. Sie erinnert sich vielleicht aus ihrer eigenen Jugend der Zeit, wo sie voll Neugierde und Wissensdrang den lebhaften Wunsch hegte, Auskunft darüber zu erhalten, wie die kleinen Kinder in die Welt kommen, aber nicht mehr wagte, sich mit ihrem Anliegen an die Mutter zu wenden, nachdem sie schon einmal von ihr durch die Antwort abgewiesen worden war: sie sei noch zu jung, um das zu verstehen. In der Schule hatte ihr allerdings einmal eine Schulfreundin angeboten, sie über diese Sache aufzuklären, aber ihr Gewissen hatte sie abgehalten, von andrer Seite anzunehmen, was ihr, wohl mit gutem Grund, von der Mutter verweigert worden war. Unter diesen Umständen wird sich die Neugierde der Kinder um so mehr steigern, als sie auf allen andern Gebieten gewohnt sind, belehrende Antworten auf ihre Fragen von der Mutter zu erhalten. Es liegt deshalb die Gefahr nahe, daß die Gedanken der Kinder sich unablässig mit diesen Dingen beschäftigen und daß sie in allen ihnen erreichbaren Büchern nach Aufklärung suchen, bis diese ihnen vielleicht von irgend Jemand in einer Weise gegeben wird, die einen höchst nachteiligen Einfluß auf das kindliche Gemüt haben muß.

Mit richtigem Verständnis für eine Sache, die zart und taktvoll behandelt sein will, giebt der Verfasser seine praktischen Ratschläge, und der Leser fühlt sich sympathisch berührt von dem religiösen Sinn und dem freundlichen Verständnis des Kinderherzens, die in dem Büchlein zum Ausdruck kommen.

A Kerler

**Kleine Mitteilungen.** Zu Karl Schneiders Erinnerungen. In Nr. 15 Spalte 343 Absatz 3 soll es lauten: Macht es wie Schneider! Wie er heimlich in die offen giltigen, so bohrt ihr offen in die heimlich giltigen Regulative Löcher und wieder Löcher. — Wir bitten freundlichst das zu beachten.

Anonyme Zuschriften, auch harmlosen Inhalts, können wir nicht berücksichtigen. Einen „Briefkasten“ zur Beantwortung von Derlei haben und mögen wir nicht. Also bitte immer Namen und Adresse, dann antworten wir gern.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

# Anzeigen


## Freunde der Christlichen Welt

**Goslar.** Mittwoch, 1. Mai abends 7 Uhr im Achtermann: Inwieweit kann der kleine Katechismus Luthers zur Weckung und Pflege des religiösen Lebens dienen? Teil 2.

**Leipzig.** Donnerstag 25. April 8 Uhr bei Kitzing und Helbig Christentum und Weltverneinung (Hofmann).

## Evang. Konferenz in Schlesien

**Mittwoch den 8. Mai** Vorm. $^1/_2$10 Uhr in **Liegnitz** (im Schießhause)

Bibl. Ansprache (Pastor Lic. Dr. **Schian**) — Nachruf für D. Beyschlag (Diakonus **Arderson**) — Vortrag des Herrn Pastor D. **Sulze**: „Die Beendigung des Kampfes zwischen der religiösen und der lehrgesetzlichen Richtung in den evangelischen Landeskirchen.“

Gäste willkommen.

## Versammlungskalender

| | | |
|---|---|---|
| 19.—22. | „ | Studentische Missionskonferenz Halle |
| 5. 6. | Mai | Wissenschaftlicher Predigerverein Hannover |
| 28—30. | „ | Kirchlich-soziale Konferenz Stuttgart |
| 28. (?) | „ | Evangelisch-sozialer Kongreß Braunschweig |
| 28.—30. | „ | Evangelische Arbeitervereine Speier |
| 28—30. | „ | Deutscher Evangelischer Schulkongreß Berlin |

## Chronik der Christlichen Welt

10. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1541

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

**Nr. 14.** Vierteljahrsübersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutschen evangelischen Landeskirchen. — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Was gehört zum lutherischen Charakter eines Kirchengebets? Ueber das Ergebnis der sächsischen Synodalwahlen. — Verschiedenes: Die Mission Berlin I; Vermischte Nachrichten (Wiener Evang. Theologenheim; Tolstois Dank; Aus dem Osserv. Romano; Probeheft der Zeitschrift Das freie Wort) — Personalien — Zur Beachtung — Anzeigen

**Nr. 15.** Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die Verhandlungen über den Kultusetat im preußischen Abgeordnetenhause; Rede des Grafen Zieten über Selbständigkeit der evangelischen Kirche — Vermischte Nachrichten (Liebesgaben in Berlin; Scharfer Angriff des Rb. auf den Oberkirchenrat; Religion als Unterichtsfach der Fortbildungsschule; Erklärung von Prof. Rietschel; Hirtenbrief des Bischofs von Fulda; Obligatorische Einführung des Lutherischen Katechismus in Siebenbürgen; Für die Burenkinder)

**Die evangelischen Missionen.** Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Pfarrer Julius Richter in Schwanebeck bei Belzig. Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh. Monatlich ein Heft von 24 S. Preis jährlich 3 M.

Inhalt des 3. Heftes: Morgenröte am Kilimandscharo. Von P. Paul. (Mit 10 Bildern.) — Paulus Pahna, ein Lebensbild aus der Kols-Mission. Von Missionar Dr. Nottrott. (Mit 1 Bilde.) — 4. Indischer Reisebrief: Calicut. Vom Herausgeber. (Mit 7 Bildern.) — Vermischtes. — Neuste Nachrichten. (Mit 1 Bilde.)

**Saat und Ernte** auf dem Missionsfelde. Illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend. Herausgegeben von P. Jul. Richter in Schwanebeck und P. Paul Richter in Werleshausen. Ebenda. Monatlich ein Heft von 8 S. Preis jährlich 1 M. Beide Blätter zus. 3,75 M., frei ins Haus 4 M.

Inhalt des 3. Heftes: Bollwerke des Heidentums. (Mit 3 Bildern.) — Dilawar Chan. — Bekehrung eines Zauberes und Häuptlings. — Vermischtes. (Mit 1 Bilde.) — Preisaufgaben.

**Als Stütze der Hausfrau** sucht Stelle für ein braves, in allen Hausarbeiten geschicktes 18jähriges Mädchen ein evangelischer Pfarrer aus Böhmen.

Gefl. Offerten an die Red. d. Bl.

**Bücher** besonders theolog. kaufen und liefern **Krüger & Co., Leipzig.** Theolog. Antiquar.-Katalog gratis.

**Schwerhörige** ält. Dame würde gern zum Ersatz für mündl. Gedankenaustausch mit Leidensschw. und Brüdern in schriftl. Verkehr treten.

Adr. in Red. d. Bl. zuerf.

## Der Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik u. bildende Künstel Vierteljährl. 6 Hefte mit Bildern und Noten 3 Mk. Verlag von **Georg D. W. Callwey, München**

## Privat-Mädchenschule

In einer größeren Stadt Mitteldeutschlands ist eine **höhere Privat-Mädchenschule** mit vollständigem Schulinventar zum 1. Oktober abzugeben. Anfragen durch den Verlag.

## Probenummern

der **Christlichen Welt** jederzeit unentgeltlich vom

**Verlag**

## Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Soeben ist erschienen:

# Die Bekenntnisse des jungen Bismarck

Von

**R. Krauel,**

Kaiserlichen Gesandten z. D.

Groß 8. 1901. M. —.60.

Gegen Einsendung von 65 Pfg. (Inland) bezw. 70 Pfg. (Ausland) erfolgt Frankozusendung.

**Der Reinertrag ist für den Gustav-Adolf-Frauenverein in Freiburg i. B. bestimmt.**

---

**Professor Dr. Erich Marcks in Leipzig** schreibt darüber in der „Täglichen Rundschau“ vom 30. März 1901:

„Die Briefe Bismarcks an seine Braut und Frau sind das persönlich Schönste, was wir von seiner Hand besitzen, ein ganz unvergleichlicher und unerschöpflicher Schatz, überall echt und lebensvoll, tief und rein, ein Buch, an dem jede Zeile einwandfrei und erfreulich ist, und man kann dem Fürsten Herbert Bismarck gar nicht genug danken, daß er es uns, und daß er es uns bereits jetzt geschenkt hat. Trotzdem wird jeder, der den Eindruck dieses Buches auf unsere Gebildeten persönlich verfolgt hat — ich habe das in sehr verschiedenen Landschaften thun können — die Erfahrung gemacht haben, daß es vielfach geradezu verblüfft hat; man ist vor allem erstaunt gewesen, Bismarck „so fromm“ zu finden, man diskutiert die Echtheit der Empfindung bei ihm, die Vorstellung, die man aus seinen Worten vom Wesen seiner Gemahlin empfangen hat, und vielerlei Einzelnes. Nun haben wir ja freilich die Hauptsachen schon früher gekannt, aber indem sie hier so greifbar, so ausdrücklich und ausführlich vor den Leser hintreten, zwingen sie allerdings zu neuer innerlicher Durcharbeitung, und mancherlei wird jeden überrascht haben: wir sind an Kenntnis, aber auch an Problemen reicher geworden. Und zudem: Otto v. Bismarck ist niemals bloßer Gegenstand der neutralen Betrachtung; er ist dazu viel zu lebendig; er zwingt den Betrachtenden zur innern Auseinandersetzung, man kann diesem gewaltigen Wesen immer nur mit der gesamten eigenen Persönlichkeit gegenübertreten, er greift ganz von selber den andern in die Seele hinein. Also freuen wir uns der Bewegung und selbst des Erstaunens, das auch diese seine Lebensäußerung bei vielen hervorgerufen hat, und suchen wir die Auffassung unsererseits zu erklären. Herr Geheimrat Krauel, der Diplomat und Historiker, hat offenbar unter dem Einflusse von Diskussionen, wie ich sie eben andeutete, in einem Vortrage, den er dem Gustav-Adolf-Frauenverein zu Freiburg i. B. gehalten und den er, zu Gunsten dieses Vereins, nunmehr gedruckt hat, seine Hörerinnen und Hörer in die neuen Bismarckbriefe *einzuführen* gewünscht; er, der dem verstorbenen Fürsten als Mitarbeiter nahegetreten und seinem Hause verbunden geblieben ist, wirbt hier liebevoll für das Buch und für sein Verständnis; er begründet die Veröffentlichung, skizzirt den litterarischen, politischen, zumal dann den religiösen Charakter und Inhalt der Briefe, erläutert die Umgebung, aus der sie hervorgehen, die Eigenart, die sie sich dieser Umgebung gegenüber immer wahren, fügt mancherlei vergleichende Hinweise, auf Moltke, auf Roon, mancherlei Mitteilungen, die ihm persönlich über Bismarcks religiöse Haltung, bis an den Tod heran, zu teil geworden sind, hinzu; er beabsichtigt nicht, den großen und tiefen Gegenstand ausschöpfen zu wollen — wie unendlich viel ist über Bismarcks Glauben zu sagen und zumal zu fragen! — aber er leitet, warm, ruhig und lebendig zugleich, zitierend, zusammenfassend und ergänzend, in den Gegenstand, nach all dessen Hauptrichtungen hinein. Ich denke, daß viele diesen Vortrag mit Nutzen und Dank lesen und von ihm aus dann von neuem freudig in das Quellwasser der Briefe selber eintauchen werden.“



Soeben sind erschienen:

## Moderne Flugblätter für männliches Christentum

verfaßt von **A. von Broecker**-Halle a. S.

Quartformat

**Nr. 1. Was denken die jungen Männer vom Christentum?**
**Nr. 2. Ist das Christentum etwas für den aufstrebenden Arbeiter?**
**Nr. 3. Vertragen sich die Nöte in der Welt mit der Liebe Gottes?**

**Preise postfrei, auch 3 Nrn. gemischt,** bei vorhergehender Einsendung des Betrages: 1—10 Stück 25 Pf.; 11—50 65 Pf.; 51—100 1.20 Mk.; 500 5 Mk.; 1000 2.50. Mk.

Das auf energisch sozialpolitischer Grundlage ruhende Unternehmen wendet sich *an die modernen Arbeiter mit ihren besonderen Zweifeln und geistigen Kämpfen,* welche Verf. in erfolgreicher Thätigkeit vorzüglich zu treffen gelernt hat. Nr. 1 und 2 sind trotz bisher nur privaten Vertriebes bereits in vielen Tausenden verbreitet. Wir empfehlen besonders auch die Verteilung an Fabrikausgängen. Das Format ist das der politischen Flugblätter.

**Göttingen** **Vandenhoeck & Ruprecht**



## Bei Bedarf

an Drucksachen
Papieren u. Couverts
Schreibmaterialien

hole man Preise ein von

Buchdruckerei Bauer, Marburg



## Das Evangelische Pädagogium in Godesberg am Rhein und Herchen an der Sieg

hat es sich zur Aufgabe gestellt, durch enge Verbindung von Erziehung und Unterricht in ländlicher Stille Körper, Geist und Charakter der ihm anvertrauten Jugend in gleicher Weise zu pflegen. Es sieht darum von jeder Massenerziehung ab, vereinigt je 15 Zöglinge in den einzelnen (jetzt 20) Villen der Anstalt, wo die Schüler in der Familie ihrer Lehrer aufwachsen und zu freien Menschen guten christlichen Willens erzogen werden sollen. Auch die Klassen sind klein. Jetzt 320 Schüler, 43 Lehrer und Erzieher, Realschule und Progymnasium mit Berechtigung.



### Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

**Frauen u. Jungfrauen** höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

**Vaterländischer Frauen-Verein**
Frankfurt a. M.



### PIANINOS von M. 350.— an

**HARMONIUMS** von M. 80.— an

Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. Pianos u. Harm. zu vermieten. Gr. illustr. Katalog gratis-franco

**Wilh. Rudolph, Giessen,** M. 6.



Bei angemessener freier Behandlung

**Alkohol-Entziehungskur**

Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.


Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

**Hierzu eine litterarische Beilage von Greiner und Pfeiffer in Stuttgart**